

Gabriel
García Márquez
Hundert Jahre
Einsamkeit

Roman

*Neuübersetzung von
Dagmar Ploetz*

Kiepenheuer & Witsch



1. Auflage 2017

Titel der Originalausgabe: *Cien años de soledad*

© 1967 by Gabriel García Márquez

All rights reserved

Erste deutsche Übersetzung von Curt Meyer-Clason

© 1970, 1988 by Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Neuübersetzung von Dagmar Ploetz

© 2017 Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © Rudolf Linn

Lektorat: Bärbel Flad

Gesetzt aus der Indigo

Satz: Felder KölnBerlin

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-05021-9

Viele Jahre später, vor dem Erschießungskommando, sollte Oberst Aureliano Buendía sich an jenen fernen Nachmittag erinnern, als sein Vater ihn mitnahm, das Eis kennenzulernen. Macondo war damals ein Dorf von zwanzig Häusern, aus Lehm und Pfahlrohr am Ufer eines Flusses gebaut, dessen glasklares Wasser dahinschoss in einem Bett glatt polierter Steine, weiß und riesig wie prähistorische Eier. Die Welt war so neu, dass viele Dinge noch keinen Namen hatten, und wer von ihnen sprechen wollte, musste mit dem Finger auf sie zeigen. Jahr für Jahr im Monat März schlug eine zerlumppte Zigeunerfamilie ihr Zelt in Dorfnähe auf und kündigte unter großem Tamtam von Pfeifen und Trommeln die neuesten Erfindungen an. Zuerst brachten sie den Magneten mit. Ein stämmiger Zigeuner mit wildem Bart und den Krallen eines Sperlings stellte sich als Melquíades vor und schritt zur schauerlichen Vorführung dessen, was er als achtetes Weltwunder der weisen Alchimisten aus Mazedonien anpries. Zwei Metallbarren hinter sich her schleifend, zog er von Haus zu Haus, und alle Welt verfiel in Angst und Schrecken, als Kessel, Bratpfannen, Zangen und Kohlebecken von ihrem Platz polterten, Nägel und Schrauben sich verzweifelt aus dem ächzenden Holz zu winden suchten, sogar Langvermisstes gerade dort auftauchte, wo man es am meisten gesucht hatte, und nun

alles in wilder Auflösung hinter den magischen Eisen des Melquíades herrumpelte. »Die Dinge haben ein Eigenleben«, verkündete der Zigeuner mit hartem Akzent, »es geht nur darum, ihre Seele zu wecken.« José Arcadio Buendía, dessen rabiate Einbildungskraft immer über den Scharfsinn der Natur hinausging, ja noch Wunder und Magie übertraf, meinte, man könne sich dieser nutzlosen Erfindung bedienen, um der Erde das Gold zu entreißen. Melquíades, der ein ehrlicher Mann war, warnte ihn: »Dafür taugt sie nicht.« Doch José Arcadio Buendía glaubte zu jener Zeit nicht an die Ehrlichkeit der Zigeuner, also tauschte er sein Maultier und ein paar junge Ziegenböcke gegen die Magneteisen. Úrsula Iguarán, seine Frau, die damit rechnete, das kümmerliche Haushaltsbudget mit diesen Tieren aufzubessern, konnte es ihm nicht ausreden. »Bald haben wir Gold genug, um auch noch das Haus damit zu pflastern«, erwiderte ihr Mann. Mehrere Monate lang bemühte er sich, die Richtigkeit seiner Mutmaßungen zu beweisen. Stück für Stück erkundete er die Gegend, sogar den Grund des Flusses, indem er die zwei Eisenbarren hinter sich her zog und dabei laut die Zauberformel des Melquíades auf sagte. Zutage förderte er jedoch nur eine Rüstung aus dem 15. Jahrhundert, deren Einzelteile durch eine Rostkruste verschweißt waren und aus deren Innerem es wie aus einem riesigen, mit Steinen gefüllten Kürbis hallte. Nachdem es José Arcadio Buendía und den vier Männern seiner Expedition gelungen war, die Rüstung zu zerlegen, fanden sie darin ein verkalktes Gerippe, das ein Kupfermedaillon mit einer Frauenlocke um den Hals trug.

Im März kamen die Zigeuner wieder. Diesmal hatten sie ein Fernrohr dabei und eine trommelgroße Lupe, die sie als letzte Entdeckung der Amsterdamer Juden prä-

sentierten. Sie setzten eine Zigeunerin ans andere Ende des Dorfes und bauten das Fernrohr am Eingang des Zeltens auf. Nach Zahlung von fünf Reales durften die Leute durch das Fernglas schauen und sahen die Frau zum Greifen nah. »Die Wissenschaft hat die Entfernungen aufgehoben«, posaunte Melquíades. »In Kürze wird der Mensch alles sehen können, was irgendwo auf der Erde geschieht, ohne aus dem Haus zu müssen.« An einem glühend heißen Mittag fand eine erstaunliche Vorführung der riesigen Lupe statt: Ein Haufen Heu wurde mitten auf die Straße geschafft und durch die Bündelung der Sonnenstrahlen in Brand gesetzt. José Arcadio Buendía, der den Misserfolg mit den Magneten noch nicht verwunden hatte, kam auf die Idee, diese neue Erfindung als Kriegswaffe zu nutzen. Wieder versuchte Melquíades, ihm das auszureden. Am Ende jedoch überließ er ihm die Lupe im Tausch für die zwei Magnetbarren und drei Münzen aus der Kolonialzeit. Úrsula weinte fassungslos. Das Geld stammte aus einer Schatulle mit Goldstücken, die ihr Vater im Laufe eines entbehrungsreichen Lebens angehäuft und die sie in Erwartung einer Gelegenheit, sie gut anzulegen, unter dem Bett vergraben hatte. José Arcadio Buendía machte nicht einmal den Versuch, sie zu trösten, so sehr ging er in seinen Experimenten zur Kriegstaktik auf, die er, auch bei Gefahr um Leib und Leben, mit der Selbstlosigkeit eines Wissenschaftlers betrieb. Um zu beweisen, was die Lupe bei feindlichen Truppen anrichten konnte, setzte er sich selbst den gebündelten Strahlen aus und erlitt dabei Brandverletzungen, die zu Geschwüren wurden und erst nach langer Zeit abheilten. Unter dem Protest seiner Frau, die über einen derart gefährlichen Erfindungseifer besorgt war, hätte er beinahe das Haus in Brand gesteckt. Er verbrachte lange

Stunden in seinem Zimmer, stellte Berechnungen über die strategischen Möglichkeiten seiner neuartigen Waffe an, bis er ein Handbuch von erstaunlicher didaktischer Klarheit und zwingender Überzeugungskraft verfasst hatte. Er ergänzte es durch zahlreiche persönliche Erfahrungsberichte sowie mehrere Bögen erläuternder Zeichnungen und schickte es an die Behörden durch einen Boten, der die Bergkette überquerte, durch endlose Sümpfe irrte, sich wilde Flüsse stromaufwärts quälte und fast ein Opfer der Raubtiere, der Verzweiflung und der Pest geworden wäre, bevor er einen Verbindungsweg zur Maultierpost erreichte. Obwohl eine Reise in die Hauptstadt zu jener Zeit so gut wie unmöglich war, wollte José Arcadio Buendía, sobald die Regierung das befiehlt, den Versuch wagen, um den Militärs seine Erfindung praktisch vorzuführen und sie höchstpersönlich in die komplizierte Kunst des solaren Kriegs einzuweisen. Mehrere Jahre lang wartete er auf eine Antwort. Müde des Wartens, beklagte er schließlich bei Melquíades das Scheitern seiner Initiative, worauf der Zigeuner einen überzeugenden Beweis seiner Anständigkeit lieferte: Er gab José Arcadio Buendía die Dublonen im Tausch für die Lupe zurück und überließ ihm zudem einige portugiesische Landkarten und mehrere Navigationsinstrumente. Eigenhändig schrieb er ihm eine knappe Zusammenfassung der Studien des Mönchs Hermann auf, damit er das Astrolabium, den Kompass und den Sextanten bedienen konnte. José Arcadio Buendía verbrachte die langen Regenmonate in einem Zimmerchen, das er hinten an das Haus angebaut hatte, auf dass niemand seine Experimente störe. Nachdem er die häuslichen Verpflichtungen nunmehr völlig vernachlässigte, verbrachte er ganze Nächte im Hof, um den Lauf der Sterne zu beobachten, und holte sich fast

einen Sonnenstich bei dem Versuch, eine Methode zur exakten Bestimmung des Mittags zu entwickeln. Als er sich sachkundig in Gebrauch und Anwendung seiner Instrumente gemacht hatte, gewann er eine Vorstellung des Raums, die ihm erlaubte, unbekannte Meere zu befahren, nicht bewohnte Gebiete zu erkunden und mit prächtigen Geschöpfen Umgang zu pflegen, ohne sein Kabinett verlassen zu müssen. Damals gewöhnte er sich an, völlig in sich versunken durchs Haus zu wandern und Selbstgespräche zu führen, während Úrsula und die Kinder sich im Garten krumm arbeiteten, Bananen- und Malangastauden anbauten, Yukka und Kürbis, Yamswurzeln und Auberginen. Plötzlich, ohne jede Ankündigung, fand seine fieberhafte Aktivität ein Ende und machte einer Art Staunen Platz. Mehrere Tage lang war er wie unter einem Bann, murmelte unablässig eine Litanei erstaunlicher Mutmaßungen vor sich hin, ohne den eigenen Folgerungen Glauben zu schenken. Endlich, an einem Dienstag im September, brach mit einem Schlag alles, was ihn quälte, aus ihm heraus. Die Kinder sollten sich für den Rest ihres Lebens an den feierlich erhabenen Ernst erinnern, mit dem ihr Vater sich an das Kopfende des Tisches setzte und ihnen, vor Fieber zitternd, gezeichnet von langen Nachtwachen und einer unerbittlichen Fantasie, seine Entdeckung offenbarte:

»Die Erde ist rund wie eine Orange.«

Úrsula verlor die Geduld. »Wenn du wahnsinnig werden musst, dann bitte allein«, schrie sie. »Und wehe du trichterst den Kindern deine Zigeunerideen ein.« José Arcadio Buendía blieb gleichmütig, ließ sich von der Verzweiflung seiner Frau, die in einem Wutausbruch das Astrolabium auf dem Boden zerschmetterte, nicht einschüchtern. Er baute sich ein neues, versammelte die

Männer des Dorfes in seinem Zimmer und bewies ihnen anhand von Theorien, die keiner verstand, dass man nur immer gen Osten segeln musste, um wieder den Ausgangspunkt zu erreichen. Das ganze Dorf war davon überzeugt, dass José Arcadio Buendía den Verstand verloren hatte, bis Melquíades kam und die Dinge zurechtrückte. Er pries öffentlich die Intelligenz eines Mannes, der allein durch astronomische Spekulation eine Theorie entwickelt hatte, die durch die Praxis schon belegt, aber noch nicht bis nach Macondo vorgedrungen war, und machte ihm, als Zeichen seiner Bewunderung, ein Geschenk, das entscheidenden Einfluss auf die Zukunft des Dorfes haben sollte: ein alchemistisches Labor.

Melquíades war bestürzend schnell gealtert. Bei seinen ersten Besuchen hatte er ebenso alt wie José Arcadio Buendía gewirkt. Während dieser jedoch sein ungeheuerer Kraft bewahrte und immer noch ein Pferd an den Ohren packen und zu Boden werfen konnte, schien den Zigeuner ein hartnäckiges Leiden zu verzehren. In Wirklichkeit handelte es sich um Nachwirkungen vieler seltener Krankheiten, die er sich auf seinen unzähligen Reisen um die Welt zugezogen hatte. Wie er José Arcadio erzählte, während er half, das Labor aufzubauen, war ihm allorten der Tod auf den Fersen, schnüffelte an seinen Hosen, entschloss sich aber nicht zum letzten Prankenschlag. Melquíades war schon jedweden Seuchen und Katastrophen entkommen, die das Menschengeschlecht heimgesucht hatten. Er überlebte die Pellagra in Persien, den Skorbut auf dem malaiischen Archipel, die Lepra in Alexandrien, Beriberi in Japan, den Schwarzen Tod in Madagaskar, das Erdbeben von Sizilien und einen Schiffbruch mit zahllosen Opfern in der Magellanstraße. Dieses

Wunderwesen, das den Schlüssel des Nostradamus zu besitzen behauptete, war ein düsterer, von einer traurigen Aura umgebener Mensch, dessen asiatischer Blick die andere Seite der Dinge zu kennen schien. Er trug einen Hut, schwarz und groß wie die ausgebreiteten Schwinge eines Raben, dazu eine mit dem Grünspan der Jahrhunderte patinierte Samtweste. Doch trotz seiner unermesslichen Weisheit und seiner geheimnisvollen Ausstrahlung hatte er eine menschliche Schwere, eine irdische Beschaffenheit, die ihn an die kleinsten Probleme des täglichen Lebens gekettet hielt. Er klagte über Altersbeschwerden, litt unter höchst unbedeutenden Geldnöten, und das Lachen war ihm schon seit Langem vergangen, da der Skorbut ihm die Zähne gezogen hatte. An dem stickig heißen Mittag, als Melquíades seine Geheimnisse offenbarte, war sich José Arcadio Buendía gewiss, dass dies der Anfang einer wunderbaren Freundschaft war. Die Kinder staunten über Melquíades' fantastische Geschichten. Aureliano, der damals höchstens fünf Jahre alt war, sollte ihn bis an sein Lebensende so erinnern, wie er ihn an jenem Nachmittag gesehen hatte, im metallisch strahlenden Gegenlicht vor dem Fenster, die dunkelsten Gebiete der Fantasie mit seiner tiefen Orgelstimme erleuchtend, während ihm in der Hitze das Haarschmalz von den Schläfen troff. José Arcadio, Aurelianos älterer Bruder, sollte dieses wundersame Bild seiner gesamten Nachkommenschaft als Erinnerung vererben. Úrsula hingegen blieb ein schlechter Nachgeschmack von jenem Besuch, war sie doch in dem Augenblick ins Zimmer gekommen, als Melquíades in seiner Zerstretheit ein Fläschchen mit Quecksilberchlorid zerbrach.

»Das ist der Geruch des Teufels«, sagte sie.

»Keineswegs«, korrigierte Melquíades. »Erwiesener-

maßen hat der Teufel schwefelige Eigenschaften, und das hier ist nur ein bisschen Ätzsublimat.«

Belehrend wie immer, holte er zu einem tiefgründigen Vortrag über die teuflischen Eigenschaften des Zinnobers aus, aber Úrsula hörte nicht zu und führte die Kinder fort zum Beten. Dieser beißende Geruch sollte ihr für immer im Gedächtnis bleiben und verband sich mit der Erinnerung an Melquíades.

Das rudimentäre Labor bestand – neben allerlei Tiegeln, Trichtern, Retorten, Filtern und Sieben – aus einem primitiven Ofen, dem Athanor, einer Phiole mit langem engen Hals, die dem *Philosophischen Ei* nachgebildet war, und einem Destillator, den die Zigeuner nach den modernen Beschreibungen des Dreihalskolbens von Maria der Jüdin selbst gebaut hatten. Außer diesen Gegenständen ließ Melquíades Proben der sieben Metalle zurück, die den sieben Planeten zugeordnet waren, dazu die Formeln von Moses und Zosimus für die Doppelung des Goldes sowie eine Reihe von Notizen und Zeichnungen über die Prozesse beim *Großen Werk*, die demjenigen, der sie zu deuten wüsste, einen Weg weisen würden, den Stein der Weisen herzustellen. Verführt von der Einfachheit der Formeln zur Golddoppelung, umgarnte José Arcadio Buendía Úrsula mehrere Wochen lang, sie möge ihm erlauben, ihre aus der Kolonialzeit stammenden Münzen auszugraben und sie so oft zu vermehren, wie das Quecksilber teilbar wäre. Úrsula gab, wie immer, der unbeugsamen Hartnäckigkeit ihres Mannes schließlich nach. So schüttete José Arcadio Buendía dann dreißig Dublonen in eine Kasserolle und schmolz sie mit Kupferspänen, Arsenblende, Schwefel und Blei ein. Er ließ alles über lebhaftem Feuer in einem Kessel Rizinusöl kochen, bis er einen zähen, übel riechenden Sirup erhielt, der eher

nach gewöhnlichem Karamell als nach prächtigem Gold aussah. Nach waghalsigen und verzweifelten Destillationsprozessen, der Verschmelzung mit den sieben planetarischen Metallen, einer Bearbeitung mit hermetischem Quecksilber und Kupfersulfit und erneutem Kochen in Schweineschmalz, da es an Rettichöl mangelte, blieb von Úrsulas kostbarem Erbe nur noch ein verkohlter Klumpen, der nicht mehr vom Boden des Kessels zu lösen war.

Als die Zigeuner zurückkehrten, hatte Úrsula den ganzen Ort gegen sie aufgebracht. Doch die Neugier war stärker als die Angst; während die Zigeuner unter ohrenbetäubendem Lärm von allerlei Musikinstrumenten durchs Dorf zogen, kündigte der Ausrufer die Vorführung eines sagenhaften Fundes aus Nazianz an. Also strömten alle zum Zelt und konnten für einen Centavo Eintritt einen jugendlichen Melquíades bewundern, erholt, faltenlos und mit einem neuen, strahlenden Gebiss. Wer sich an sein vom Skorbut zerfressenes Zahnfleisch, seine eingefallenen Wangen und welken Lippen erinnerte, dem schauderte angesichts dieses schlagenden Beweises für die übernatürlichen Kräfte des Zigeuners. Aus der Angst wurde Panik, als Melquíades die Zähne, makellos in Zahnfleisch eingepasst, herausnahm und sie kurz dem Publikum zeigte – ein flüchtiger Augenblick, in dem er wieder zum hinfälligen Greis der vergangenen Jahre wurde –, sie sich dann wieder einsetzte und erneut im vollen Glanz seiner wiederhergestellten Jugend lächelte. Sogar José Arcadio Buendía meinte, dass Melquíades' Fähigkeiten bedenkliche Grenzen überschritten, erlebte aber eine freudige Überraschung, als der Zigeuner ihm unter vier Augen den Mechanismus seines künstlichen Gebisses erklärte. Der erschien ihm zugleich so einfach

und großartig, dass er über Nacht jedes Interesse an seinen alchimistischen Forschungen verlor; erneut verfiel er in Übellaunigkeit, aß nicht mehr regelmäßig und spazierte den ganzen Tag lang durchs Haus. »Auf der Welt geschehen unglaubliche Dinge«, sagte er zu Úrsula. »Selbst hier, auf der anderen Seite des Flusses, gibt es magische Apparate jeglicher Art, nur wir leben immer noch wie die Esel.« Wer ihn aus der Gründungszeit von Macondo kannte, staunte, wie sehr er sich unter dem Einfluss von Melquíades verändert hatte.

Anfangs war José Arcadio Buendía so etwas wie ein jugendlicher Patriarch gewesen, der Anweisungen für die Aussaat und Ratschläge für die Aufzucht von Kindern und Tieren gab und sich zum Wohl der Gemeinschaft überall einbrachte, auch bei der körperlichen Arbeit. Da sein Haus von Anfang an das beste im Dorf war, wurden die anderen nach diesem Vorbild geschaffen. Es hatte einen großen, lichtdurchfluteten Wohnraum, eine Terrasse mit farbenfrohen Blumen als Esszimmer, zwei Schlafzimmer, einen Hof mit einem riesigen Kastanienbaum, einen gut bestellten Gemüsegarten und ein Gehege, in dem Ziegen, Schweine und Hühner in friedlicher Gemeinschaft lebten. Verboten war nur die Haltung von Kampfhähnen, sowohl in seinem Haus wie in der ganzen Siedlung.

Úrsula stand ihrem Mann an Arbeitseifer nicht nach. Klein, energisch, streng, schien diese Frau mit den eisernen Nerven, die man zu keinem Zeitpunkt ihres Lebens hatte singen hören, von morgens früh bis spät in die Nacht überall zu sein, stets gefolgt vom leisen Rascheln ihrer Leinenröcke. Dank ihr waren die Böden aus fest gestampfter Erde, die ungekalkten Lehmwände und die selbst gefertigten rustikalen Möbel stets sauber, und

die alten Truhen, in denen die Wäsche verwahrt wurde, atmeten lauen Basilikumduft aus.

José Arcadio Buendía – das Dorf sollte nie einen Mann mit größerem Unternehmungsgeist erleben – hatte die Häuser so angeordnet, dass man von allen leicht den Fluss erreichte und sich mit Wasser versorgen konnte, auch hatte er die Straßen so klug geführt, dass in der größten Hitze kein Haus mehr Sonne als die anderen ab bekam. In wenigen Jahren war Macondo ein weit ordentlicheres und arbeitsameres Dorf als alle anderen, die seine dreihundert Einwohner bisher kennengelernt hatten. Es war ein wahrhaft glückliches Dorf, in dem keiner älter als dreißig und noch niemand gestorben war.

Schon in der Gründungszeit hatte José Arcadio Buendía Fallen und Käfige gebaut. Schnell füllte er nicht nur das eigene Haus, sondern auch alle anderen im Dorf mit Trupialen, Kanarienvögeln, Baurackern und Rotkehlchen. Das Konzert der vielen unterschiedlichen Vögel wurde schließlich so betäubend, dass Úrsula sich Bienenwachs in die Ohren stopfte, um nicht den Sinn für die Wirklichkeit zu verlieren. Als Melquíades mit seinem Clan zum ersten Mal kam und Glaskugeln gegen Kopfschmerzen verkaufte, waren alle erstaunt darüber, dass die Zigeuner dieses im schläfrigen Sumpfland verlorene Dorf überhaupt gefunden hatten, worauf diese bekannten, sie hätten sich vom Gesang der Vögel leiten lassen.

Der Geist des gemeinschaftlichen Aufbruchs wich binnen Kurzem dem Fieber der Magneten, den astronomischen Berechnungen, den Transmutationsträumen und dem Verlangen, die Wunder der Welt kennenzulernen. Der unternehmungsfreudige, propere José Arcadio Buendía verwandelte sich in einen Mann, der wie ein Tagedieb aussah, nachlässig gekleidet und mit einem wilden Bart,

den Úrsula gerade einmal mit dem Küchenmesser stützen konnte. Manche hielten José Arcadio Buendía sogar für das Opfer eines rätselhaften Zaubers. Doch selbst diejenigen, die von seinem Wahnsinn fest überzeugt waren, verließen Arbeit und Familie und folgten ihm, als er das Holzfällerwerkzeug schulterte und alle aufrief, eine Schneise zu schlagen, die Macondo mit den großen Erfindungen verbinden sollte.

José Arcadio Buendía hatte keine Ahnung von der Geografie der Gegend. Er wusste nur, nach Osten hin lag die undurchdringliche Sierra und jenseits der Sierra die sehr alte Stadt Riohacha, wo in vergangenen Zeiten – wie ihm sein Großvater, der erste Aureliano Buendía, erzählt hatte – Sir Francis Drake einen Sport daraus machte, mit Kanonen auf Kaimane zu schießen, die er dann wieder zusammenflicken und mit Stroh ausstopfen ließ, um sie Königin Elizabeth mitzubringen. In seiner Jugend hatten José Arcadio Buendía und seine Männer mit Frauen und Kindern und Tieren und allem möglichen Hausrat auf der Suche nach einem Zugang zum Meer die Berge überquert, nach sechsundzwanzig Monaten jedoch das Unternehmen abgebrochen und Macondo gegründet, um nicht den Rückweg antreten zu müssen. Also kam diese Route für ihn nicht infrage, konnte sie doch nur in die Vergangenheit führen. Im Süden lagen die Sümpfe, von einer ewigen Pflanzenhaut bedeckt, und das weite Universum der Ciénaga Grande, der großen Sumpflagune, die nach dem Zeugnis der Zigeuner grenzenlos war. Die Ciénaga verschwamm im Westen mit einer Wasserfläche ohne Horizont, wo zarthäutige Meeressäuger mit dem Kopf und dem Oberkörper einer Frau lebten und mit dem Zauber ihrer ungeheuren Brüste den Seefahrern zum Verhängnis wurden. Die Zigeuner befuhren sechs

Monate lang diesen Wasserweg, bevor sie den Festlandgürtel erreichten, auf dem die Maultierpost verkehrte. Nach José Arcadio Buendías Berechnungen bot nur die Nordroute die Möglichkeit, in Kontakt mit der Zivilisation zu treten. Also rüstete er dieselben Männer, die ihn bei der Gründung von Macondo begleitet hatten, mit Werkzeug zum Holzfällen und Jagdwaffen aus, packte Landkarten und Navigationsinstrumente in einen Tornister und machte sich zu dem waghalsigen Abenteuer auf.

In den ersten Tagen stießen sie auf kein nennenswertes Hindernis. Sie wanderten flussabwärts das steinige Ufer entlang bis zu der Stelle, an der sie Jahre zuvor die Ritterrüstung gefunden hatten, und drangen dort auf einem Pfad zwischen wilden Orangenbäumen in den Urwald ein. Nach der ersten Woche erlegten sie einen Hirsch und brieten ihn, begnügten sich aber mit der Hälfte des Fleisches und salzten den Rest für die kommenden Tage ein. Mit dieser Vorkehrung wollten sie den Zeitpunkt hinausschieben, an dem sie wieder Guacamayas essen mussten – das blaue Papageienfleisch schmeckte streng nach Moschus. Dann sahen sie zehn Tage lang die Sonne nicht. Der Boden wurde feucht und weich wie Vulkanasche, immer heimtückischer die Vegetation, immer ferner klangen die Vogelschreie und das Kreischen der Affen, und die Welt wurde auf immer traurig. In diesem Paradies der Feuchtigkeit und Stille vor dem Sündenfall, wo die Stiefel in dampfenden Öllachen versanken und die Macheten blutige Lilien und goldene Salamander zerfetzten, wurden die Männer der Expedition von ihren ältesten Erinnerungen eingeholt. Eine Woche lang rückten sie, fast ohne zu sprechen, wie Schlafwandler durch ein Universum der Schwermut vor, beleuchtet nur vom

schwachen Widerschein der Leuchtkäfer, die Lungen erschöpft von stickigem Blutdunst. Zurück konnten sie nicht, da die Schneise, die sie schlugen, sich schnell wieder mit neuer Vegetation schloss, der sie beim Wachsen förmlich zusehen konnten. »Macht nichts«, sagte Arcadio Buendía. »Wichtig ist nur, nicht die Orientierung zu verlieren.« Immer auf den Kompass achtend, führte er seine Männer weiter auf einen unsichtbaren Norden zu, bis sie aus dem verwunschenen Gebiet herausfanden. Die Nacht war dicht, sternenlos, doch die Dunkelheit war von einer neuen, sauberen Luft erfüllt. Erschöpft von dem langen Marsch befestigten sie ihre Hängematten und schliefen zum ersten Mal seit zwei Wochen tief und fest. Als sie aufwachten, die Sonne stand schon hoch, erstarrten sie vor Staunen. Vor ihnen lag, von Farnen und Palmen umrahmt, weiß und staubig im schweigsamen Licht des Morgens, eine riesige spanische Galeone. Leicht nach Steuerbord geneigt, die Masten unbeschädigt, hingen schmutzige Fetzen der Segel von der mit Orchideen bekränzten Takelage. Der Rumpf, von einem glatten Panzer aus versteinerten Saugfischen und zartem Moos bedeckt, steckte tief im steinigen Boden. Das Ganze schien einen ureigenen Raum zu beanspruchen, einen Raum der Einsamkeit und des Vergessens, der den Lastern der Zeit und den Gewohnheiten der Vögel verwehrt blieb. Im Schiffsbauch, den die Männer der Expedition mit unterdrückter Erregung erkundeten, fand sich nichts als ein dichter Blumenwald.

Der Fund der Galeone, ein Hinweis auf die Nähe des Meeres, brach José Arcadio Buendías Schwung. Er hielt es für einen Streich seines spitzbübischen Schicksals, dass er unter Opfern und unzähligen Mühen das Meer gesucht hatte, ohne es zu finden, und dieses ihm nun, da

er es gefunden hatte, ohne es zu suchen, als unbezwingbares Hindernis im Weg lag. Viele Jahre später, als dort schon eine reguläre Postverbindung bestand, durchquerte Oberst Aureliano Buendía erneut die Region und fand nur noch das verkohlte Gerippe des Schiffs inmitten eines Mohnfelds vor. Nun erst davon überzeugt, dass diese Geschichte nicht eine Ausgeburt der Fantasie seines Vaters war, fragte er sich, wie die Galeone so tief ins Festland vorgedrungen sein konnte. José Arcadio Buendía jedoch hatte diese Frage nicht beschäftigt, als er, nach vier weiteren Tagen und zwölf Kilometer von der Galeone entfernt, das Meer fand. Hier, vor diesem aschfarbenen, schmutzig schäumenden Meer, das nicht die Gefahren und Opfer seines Abenteuers wert war, fanden seine Träume ihr Ende.

»Verdammte Scheiße!«, schrie er. »Macondo ist auf allen Seiten von Wasser umgeben.«

Die Vorstellung von einer Halbinsel Macondo hielt sich lange, inspiriert von der willkürlichen Landkarte, die José Arcadio Buendía nach der Rückkehr von seiner Expedition zeichnete. Er entwarf diese Karte voller Wut, übertrieb böswillig die schlechten Verbindungsmöglichkeiten, wie um sich selbst für sein völliges Versagen bei der Wahl des Ortes zu bestrafen. »Wir werden nie irgendwohin kommen«, jammerte er Úrsula vor. »Hier werden wir bei lebendigem Leib verfaulen, ohne die Wohltaten der Wissenschaft zu erfahren.« Diese Gewissheit, mehrere Monate im kleinen Laborzimmer wiedergekaut, brachte ihn auf die Idee, Macondo an einen günstigeren Ort zu verpflanzen. Doch diesmal kam Úrsula seinen fiebrigen Absichten zuvor. Still und heimlich, mit dem unerbittlichen Fleiß einer Ameise, brachte sie die Frauen gegen die Launen ihrer Männer auf, die sich

schon auf den Umzug vorzubereiten begannen. José Arcadio Buendía erfuhr nicht, wann und aufgrund welcher Gegenkräfte seine Pläne in einem Gewirr von Vorwänden, Zwischenfällen und Ausweichmanövern hängen blieben, bis sie nur noch eine reine, schlichte Illusion waren. Úrsula beobachtete ihn mit unschuldiger Aufmerksamkeit und empfand sogar etwas Mitleid mit ihm, als sie ihn eines Morgens in seinem kleinen Hinterzimmer dabei überraschte, wie er zwischen den Zähnen von seinen Umzugsträumen brabbelte und dabei die einzelnen Teile des Laboratoriums in die Originalschachteln verpackte. Sie ließ ihn machen. Ließ ihn die Kisten zunageln und mit einem in Tinte getauchten Pinsel seine Initialen daraufmalen, ohne jeden Vorwurf, wusste sie doch, dass er wusste (das hatte sie aus seinen tauben Monologen herausgehört), dass die Männer des Dorfes ihm bei seinem Vorhaben nicht zur Seite stehen würden. Erst als er begann, die Tür des Zimmerchens auszubauen, wagte Úrsula zu fragen, warum er das mache, woraufhin er mit einer gewissen Bitterkeit antwortete: »Da keiner gehen will, gehen wir allein.« Úrsula blieb ruhig.

»Wir gehen nicht«, sagte sie. »Wir bleiben hier, weil wir hier einen Sohn bekommen haben.«

»Noch haben wir keinen Toten«, sagte er. »Man gehört nirgendwohin, solange man keinen Toten unter der Erde hat.«

Úrsula erwiderte mit sanfter Entschiedenheit: »Wenn es nötig ist, dass ich sterbe, damit ihr hierbleibt, dann sterbe ich.«

José Arcadio Buendía glaubte nicht an den unbeugsamen Willen seiner Frau. Er versuchte, sie mit dem Zauber seiner Fantasie zu verführen, mit der Verheißung einer wunderbaren Welt, wo man nur einige magische

Flüssigkeiten auf die Erde zu schütten brauchte, damit die Pflanzen nach des Menschen Willen Früchte trugen, und wo man zu Spottpreisen alle möglichen Apparate gegen den Schmerz kaufen konnte. Aber Úrsula war nicht ansprechbar für seine Hellseherei.

»Statt deinen neumodischen Hirngespinsten nachzuhängen, solltest du dich lieber um deine Kinder kümmern«, erwiderte sie. »Schau sie an, sie sind sich selbst und dem Schicksal überlassen wie die Esel.«

José Arcadio Buendía nahm die Aufforderung seiner Frau wörtlich. Er blickte durchs Fenster und sah die beiden barfüßigen Jungen im sonnigen Gemüsegarten, und es war ihm, als hätten sie erst in diesem Augenblick zu existieren begonnen, erschaffen durch Úrsulas Beschwörung. Und dann geschah etwas in seinem Inneren; etwas Geheimnisvolles und Endgültiges, das ihn aus seiner gegenwärtigen Zeit riss und ihn in eine unerforschte Region der Erinnerungen treiben ließ. Während Úrsula weiter das Haus fegte, nun sicher, dass sie es für den Rest ihres Lebens nicht verlassen würde, blickte er noch immer gedankenverloren auf die Kinder, bis ihm die Augen feucht wurden und er sie, einen tiefen Seufzer der Resignation ausstoßend, mit dem Handrücken abwischte.

»Gut also«, sagte er. »Ruf sie, sie sollen mir helfen, die Kisten auszupacken.«

José Arcadio, der ältere Sohn, war gerade vierzehn geworden. Wie sein Vater hatte er einen viereckigen Schädel, störrisches Haar und einen ausgeprägten Willen. Auch er zeigte die Anlage zu körperlicher Größe und Kraft, doch war schon damals ersichtlich, dass es ihm an Fantasie mangelte. Er war während der mühevollen Überquerung der Sierra gezeugt und geboren worden, noch vor der Gründung Macondos, und seine Eltern

dankten dem Himmel, als sie feststellten, dass er kein tierisches Organ aufwies. Aureliano, der erste Mensch, der in Macondo zur Welt kam, sollte im März sechs werden. Er war still und scheu. Im Bauch seiner Mutter hatte er geweint und war mit geöffneten Augen zur Welt gekommen. Als die Nabelschnur durchtrennt wurde, bewegte er den Kopf hin und her, erkannte die Gegenstände im Zimmer und musterte die Gesichter der Leute mit einer Neugier ohne Staunen. Dann fixierte er, gleichgültig gegenüber jenen, die herantraten, um ihn kennenzulernen, das Dach aus Palmstroh, das unter dem enormen Druck des Regens einzubrechen drohte. Úrsula dachte nicht mehr an diesen eindringlichen Blick, bis der kleine Aureliano, nun dreijährig, eines Tages in die Küche kam, als sie gerade einen Topf mit kochender Brühe vom Feuer nahm und auf den Tisch stellte. Der Sohn stand gebannt in der Tür und sagte: »Der fällt runter.« Der Topf stand fest in der Mitte des Tisches, bewegte sich aber, sobald der Junge die Ankündigung gemacht hatte, wie von einer inneren Dynamik getrieben, unwiderruflich auf den Rand zu und zerbrach am Boden. Úrsula war besorgt und erzählte ihrem Mann von dem Vorfall, doch dieser deutete ihn als ein natürliches Phänomen. So war er immer, dem Dasein seiner Kinder fern, teils weil er die Kindheit für eine Zeit geistiger Unzulänglichkeit hielt, teils weil er zu sehr in den eigenen spekulativen Hirngespinnsten befangen war.

Doch seit dem Nachmittag, an dem er die Jungen gerufen hatte, ihm beim Auspacken der Laborsachen zu helfen, widmete er ihnen seine besten Stunden. In dem abgelegenen Zimmerchen, dessen Wände sich nach und nach mit märchenhaften Drucken und den unwahrscheinlichsten Landkarten füllten, brachte er ihnen Le-

sen, Schreiben und Rechnen bei und erzählte ihnen von den Wundern der Welt, wobei er nicht nur so weit ging, wie seine Kenntnisse reichten, sondern die Grenzen seiner Einbildungskraft ins schier Unmögliche dehnte. Also lernten die Kinder, dass an der Südspitze Afrikas Menschen lebten, die so intelligent und friedliebend waren, dass Stillsitzen und Nachdenken ihr einziges Vergnügen war, oder dass man zu Fuß das Ägäische Meer überqueren konnte, wenn man von Insel zu Insel bis zum Hafen von Saloniki hüpfte. Diese den Atem verschlagenden Sitzungen prägten sich so tief ins Gedächtnis der Kinder ein, dass viele Jahre später, eine Sekunde bevor der Offizier des regulären Heers dem Erschießungskommando den Feuerbefehl gab, Oberst Aureliano Buendía noch einmal den lauen Märznachmittag durchlebte, an dem sein Vater die Physikstunde unterbrach und gebannt, mit erhobener Hand und starren Augen auf die fernen Pfeifen und Trommeln und Schellen der Zigeuner horchte, die wieder einmal ins Dorf einzogen und die letzte, staunenswerte Entdeckung der Weisen von Memphis verkündeten.

Es waren neue Zigeuner. Junge Männer und Frauen, die nur ihre eigene Sprache kannten, wunderschöne Geschöpfe mit geölter Haut und klugen Händen, deren Musik und Tänze in den Straßen einen panischen Freudenwirbel entfesselten; sie kamen mit ihren farbenfrohen Papageien, die italienische Romanzen rezitierten, und dem Huhn, das zum Takt des Tamburins hundert goldene Eier legte, und dem abgerichteten Affen, der Gedanken lesen konnte, der vielseitigen Maschine, die gleichermaßen Knöpfe annähen und das Fieber senken konnte, dem Apparat, der schlechte Erinnerungen vergessen machte, dem Pflaster, das die Zeit auslöschte, und mit tausend anderen Erfindungen mehr, so unerhört und

scharfsinnig, dass José Arcadio Buendía eine Gedächtnismaschine hätte entwickeln mögen, um sich alle merken zu können. Im Handumdrehen veränderten die Zigeuner das Dorf. Die Bewohner Macondos, benommen von dem Jahrmarktsauftrieb, fühlten sich auf einmal in ihren eigenen Straßen wie verloren.

Ein Kind an jeder Hand, damit er sie nicht im Trubel verlor, stieß José Arcadio Buendía auf Gaukler mit goldgepanzerten Zähnen, auf sechsbarmige Jongleure, erstickte fast am undurchdringlichen Geruch nach Dung und Sandelholz, den die Menge ausdünstete, und suchte wie ein Getriebener nach Melquíades, auf dass der ihm die unendlichen Geheimnisse dieses märchenhaften Albtraums verrate. Er befragte mehrere Zigeuner, die seine Sprache nicht verstanden. Schließlich kam er an den Platz, wo Melquíades sein Zelt aufzuschlagen pflegte, und traf dort auf einen düsteren Armenier, der auf Spanisch einen unsichtbar machenden Sirup anpries. Er hatte ein Glas der bernsteinfarbenen Flüssigkeit auf einen Zug geleert, als José Arcadio Buendía sich mit den Ellbogen einen Weg durch die gebannt dem Spektakel folgende Gruppe bahnte und gerade noch seine Frage stellen konnte. Der Zigeuner umhüllte ihn mit der vielsagenden Aura seines Blickes, bevor er zu einer Pfütze übel riechenden, dampfenden Teers zerfloss, über der das Echo seiner Antwort schwebte: »Melquíades ist gestorben.« Verstört von der Nachricht verharrte José Arcadio Buendía bewegungslos am Ort, versuchte seiner Bestürzung Herr zu werden, bis die Gruppe sich, von anderen Trickkünstlern angezogen, auflöste und die Pfütze des düsteren Armeniers vollends verdunstete. Später bestätigten ihm andere Zigeuner, dass Melquíades tatsächlich in den Dünen von Singapur dem Fieber erlegen sei und man seinen Körper

an der tiefsten Stelle der Javasee versenkt habe. Den Kindern war diese Nachricht einerlei. Sie bestanden darauf, dass ihr Vater sie zur fabelhaften Neuigkeit der Weisen aus Memphis brachte, die am Eingang eines Zeltcs angekündigt wurde, welches angeblich König Salomon gehört hatte. Sie drängten so sehr, dass José Arcadio Buendía die dreißig Reales zahlte und sie in die Mitte des Zeltcs führte, wo ein Riese mit stark behaartem Oberkörper und kahl rasiertem Schädel, einem Kupferring in der Nase und einer schweren Eisenkette am Knöchel eine Piratentruhe bewachte. Als der Riese den Deckel öffnete, stieg ein eisiger Hauch aus der Truhe. Nur ein wuchtiger, durchsichtiger Block lag darin, im Inneren durchzogen von unendlich vielen Nadeln, an denen sich das letzte Tageslicht in bunten Sternen brach. Verblüfft und wohl wissend, dass die Kinder eine sofortige Erklärung erwarteten, wachte José Arcadio Buendía zu murmeln:

»Das ist der größte Diamant der Welt.«

»Nein«, korrigierte der Zigeuner, »das ist Eis.«

José Arcadio Buendía begriff nicht, streckte die Hand nach der Eisscholle aus, doch der Riese schob ihn weg: »Anfassen kostet fünf Reales mehr.« José Arcadio Buendía zahlte, legte dann die Hand aufs Eis, ließ sie dort ein paar Minuten liegen, während ihm, in Berührung mit dem Mysterium, das Herz vor Angst und Jubel schwoll. Ohne zu wissen, was er sagen sollte, zahlte er weitere zehn Reales, auch seine Söhne sollten diese wundersame Erfahrung machen. Der kleine José Arcadio weigerte sich, das Eis zu berühren. Aureliano dagegen trat einen Schritt vor, legte die Hand darauf und zog sie schnell wieder zurück. »Das kocht ja«, rief er erschrocken. Doch sein Vater hörte nicht hin. Berauscht von dem offenkundigen Wunder vergaß er in diesem Augenblick das Scheitern

seiner wahnwitzigen Unternehmungen und die dem Appetit der Kraken preisgegebene Leiche des Melquíades. Er zahlte weitere fünf Reales und rief, die Hand auf der Eisscholle, als schwöre er im Zeugenstand auf die Heilige Schrift:

»Das ist die wichtigste Erfindung unserer Zeit.«

Als der Seeräuber Francis Drake im 16. Jahrhundert Riohacha überfiel, verlor die Urahnin von Úrsula Iguarán bei Sturmläuten und Kanonendonner vor Schreck die Nerven und setzte sich auf eine offene Feuerstelle. Die Brandwunden machten aus ihr eine zeitlebens untaugliche Ehefrau. Sie konnte nur noch halbseitig, auf Kissen gestützt, sitzen, und ihr Gang war wohl seltsam geworden, denn sie zeigte sich nie wieder zu Fuß in der Öffentlichkeit. Sie verzichtete auch auf jede Art von Geselligkeit, weil sie die wahnhafte Vorstellung hatte, dass ihr Körper Brandgeruch verströmte. Das Morgengrauen überraschte sie im Patio, wo sie nicht einzuschlafen wagte, weil sie des Öfteren träumte, dass die Engländer mit ihren scharfen Kampfhunden durch das Schlafzimmerfenster einfielen und sie mit glühenden Eisen schändlichen Martern unterwarfen. Ihr Mann, ein Kaufmann aus Aragón, von dem sie zwei Kinder hatte, verpfändete seinen halben Laden für Medikamente und Zeitvertreib im Bemühen, ihr Grauen zu lindern. Am Ende löste er das Geschäft auf, zog mit der Familie vom Meer fort in ein Hüttendorf friedlicher Indios an den Ausläufern der Sierra, wo er seiner Frau ein Schlafzimmer ohne Fenster baute, auf dass die Piraten aus ihren Albträumen nicht bei ihr eindringen konnten.

In der versteckten Siedlung lebte schon seit Langem

ein Tabakpflanzer, der Kreole José Arcadio Buendía, mit dem sich Úrsulas Urahn derart erfolgreich zusammentat, dass die beiden binnen wenigen Jahren ein Vermögen machten. Mehrere Jahrhunderte später heiratete der Ururenkel des Kreolen die Ururenkelin des Aragonesen. Wenn also Úrsula wegen der Verrücktheiten ihres Mannes in die Luft ging, übersprang sie dreihundert Jahre Zufälligkeiten und verfluchte die Stunde, in der Francis Drake Riohacha überfallen hatte. Das war nur ein Mittel, sich Luft zu machen, denn in Wahrheit waren die beiden durch ein stärkeres Band als die Liebe bis zum Tod aneinander gebunden: durch gemeinsame Gewissensbisse. Sie waren blutsverwandt. Waren zusammen in der ehemaligen Hüttensiedlung aufgewachsen, aus der beider Vorfahren mit ihrer Arbeit und ihrem leuchtenden Vorbild eines der hervorragenden Städtchen der Provinz gemacht hatten. Ihre Ehe war seit beider Geburt voraussehbar gewesen, als sie aber den Wunsch zu heiraten kundtaten, versuchten sogar die eigenen Verwandten dies zu verhindern. Man befürchtete, dass die gesunden Endtriebe zweier jahrhundertlang durchmischter Geschlechter sich womöglich der Schande aussetzten, Leguane zu zeugen. Es gab einen ungeheuerlichen Präzedenzfall. Eine Tante von Úrsula, verheiratet mit einem Onkel von José Arcadio Buendía, hatte einen Sohn bekommen, der sein Lebtag weite Pumphosen trug und am Ende verblutete, nachdem er zweiundvierzig Jahre im Zustand reiner Jungfräulichkeit gelebt hatte, da er mit einem knorpeligen Ringelschwänzchen, das in einem Haarpinsel endete, geboren und aufgewachsen war. Ein Schweineschwanz, den er keine Frau je sehen ließ und der ihm das Leben kostete, als ein befreundeter Metzger ihm den Gefallen tat, das Teil mit einem kleinen Hacke-

beil abzutrennen. Mit der Leichtfertigkeit seiner neunzehn Jahre löste José Arcadio Buendía das Problem in einem einzigen Satz: »Es macht mir nichts aus, Ferkel zu bekommen, solange sie sprechen können.« Also heirateten sie, feierten drei Tage lang mit Musikkapelle und Feuerwerk. Von nun an hätten sie glücklich sein können, hätte die Mutter von Úrsula diese nicht mit allerlei finsternen Voraussagen über ihre Nachkommenschaft derart in Angst und Schrecken versetzt, dass sie den Vollzug der Ehe verweigerte. In der Furcht, ihr stämmiger und triebstarker Mann könne sie im Schlaf vergewaltigen, zog sich Úrsula vor dem Schlafengehen eine Art Hose an, die ihre Mutter aus Segeltuch gefertigt und mit überkreuzten Riemen verstärkt hatte und die vorne mit einer breiten Eisenschnalle geschlossen wurde. So ging es ein paar Monate lang. Am Tag kümmerte er sich um seine Kampfhähne und sie saß mit ihrer Mutter am Stickrahmen. In der Nacht rangen sie in heftiger Begierde stundenlang miteinander, was schon fast ein Ersatz für den Liebesakt zu sein schien, bis die Leute intuitiv witterten, dass etwas nicht in Ordnung war, und das Gerücht aufkam, Úrsula bewahre ein Jahr nach der Hochzeit immer noch ihre Unschuld, weil ihr Mann impotent sei. José Arcadio Buendía war der Letzte, dem das Gerücht zu Ohren kam.

»Da siehst du, Úrsula, was die Leute sagen«, sagte er sehr ruhig zu seiner Frau.

»Lass sie reden«, sagte sie, »wir beide wissen, dass es nicht stimmt.«

Also blieb es weitere sechs Monate beim Gleichen, bis zu dem tragischen Sonntag, an dem José Arcadio Buendía bei einem Hahnenkampf Prudencio Aguilar besiegte. Wütend, vom Blut seines Tieres aufgereizt, trat der Ver-

lierer beiseite, die ganze Arena sollte hören, was er José Arcadio Buendía zu sagen hatte.

»Ich gratuliere«, schrie er. »Mal sehen, ob dieser Hahn es endlich deiner Frau besorgt.«

José Arcadio Buendía nahm in aller Ruhe seinen Hahn. »Ich komme gleich wieder«, sagte er an alle gewandt. Und dann zu Prudencio Aguilar: »Und du, geh nach Hause und bewaffne dich, denn ich werde dich töten.«

Zehn Minuten später kam er mit der bewährten Lanze seines Großvaters zurück. Am Eingang der Hahnenkampfarena, wo sich das halbe Dorf drängte, wartete Prudencio Aguilar auf ihn. Es blieb ihm keine Zeit, sich zu wehren. Die Lanze von José Arcadio Buendía, mit der Kraft eines Stiers geschleudert und mit ebender Treffsicherheit, mit der einst der erste Aureliano Buendía die Jaguare in der Region ausgerottet hatte, durchbohrte Prudencio Aguilars Hals. In jener Nacht, während in der Hahnenkampfarena die Totenwache gehalten wurde, kam José Arcadio Buendía ins Schlafzimmer, als seine Frau gerade die Keuschheitshose anzog. Er schwang die Lanze vor ihr und befahl: »Zieh das aus.« Úrsula zweifelte nicht an der Entschlossenheit ihres Mannes. »Du bist verantwortlich für die Folgen«, flüsterte sie. José Arcadio Buendía stieß die Lanze in den Erdboden.

»Wenn du Leguane gebären sollst, werden wir Leguane aufziehen«, sagte er. »Aber es wird deinetwegen keinen Toten mehr in diesem Dorf geben.«

Es war eine schöne, frische Juninacht, der Mond schien, und sie tobten im Bett herum, wach bis zum Morgengrauen, gleichgültig gegen den Wind, der, aufgeladen mit dem Wehklagen von Prudencio Aguilars Angehörigen, durchs Zimmer strich.

Das Vorgefallene wurde als Ehrenduell betrachtet, las-

tete jedoch beiden auf dem Gewissen. Eines Nachts, als Úrsula nicht schlafen konnte, ging sie in den Patio zum Wassertrinken und sah Prudencio Aguilar neben dem großen Tonkrug stehen. Er war bleich, hatte einen tieftraurigen Gesichtsausdruck und versuchte, mit einem Bündel Espartogras das Loch in seiner Kehle zu stopfen. Angst löste er nicht bei ihr aus, nur Mitleid. Sie ging zurück ins Zimmer, um ihrem Mann zu erzählen, was sie gesehen hatte, doch der nahm sie nicht ernst. »Tote gehen nicht spazieren«, sagte er. »Uns drückt nur das Gewissen.« Zwei Nächte später sah Úrsula von Neuem Prudencio Aguilar, er wusch sich im Badezimmer das am Hals geronnene Blut mit dem Espartobüschel ab. In einer anderen Nacht sah sie ihn im Regen einherwandeln. José Arcadio Buendía, ungehalten über die Halluzinationen seiner Frau, ging, mit der Lanze bewaffnet, in den Hof. Dort stand der Tote mit seiner traurigen Miene.

»Verschwinde!«, schrie José Arcadio Buendía. »Auch wenn du noch so oft zurückkehrst, ich töte dich wieder.«

Prudencio Aguilar verschwand nicht, und José Arcadio Buendía wagte auch nicht, die Lanze zu werfen. Von da an konnte er nicht mehr ruhig schlafen. Ihn quälte die ungeheure Trostlosigkeit, mit der ihn der Tote aus dem Regen angesehen hatte, diese tiefe Sehnsucht nach den Lebenden, die Unruhe, mit der er das Haus nach Wasser durchsuchte, um seinen Stopfen aus Espartogras anzuweichen. »Er muss arg leiden«, sagte er zu Úrsula. »Er ist sehr allein, das sieht man.« Sie war so bewegt, dass sie, als sie den Toten das nächste Mal die Deckel von den Töpfen auf der Ofenplatte heben sah, begriff, was er suchte, und ihm von da an überall im Haus Wassernäpfe aufstellte. Eines Nachts, als José Arcadio Buendía ihn in sei-

nem eigenen Zimmer die Wunde waschen sah, wurde es ihm zu viel.

»Schon gut, Prudencio«, sagte er. »Wir ziehen aus dem Dorf weg, so weit weg wie irgend möglich, und wir kehren nie zurück. Und nun geh in Frieden.«

So kam es, dass sie zur Überquerung der Sierra aufbrachen. Mehrere Freunde José Arcadio Buendías, jung wie er und abenteuerhungrig, räumten ihre Häuser und machten sich mit Frauen und Kindern auf in das Land, das ihnen keiner verheißten hatte. Vor dem Aufbruch vergrub José Arcadio Buendía die Lanze im Hof und köpfte, einen nach dem anderen, seine stolzen Kampfhähne, im Vertrauen darauf, dass er Prudencio Aguilar damit ein wenig Frieden verschaffte. Úrsula nahm nur die Truhe mit ihrer Aussteuer mit, ein wenig Haushaltsgerät und die Schatulle mit den Goldstücken, die sie von ihrem Vater geerbt hatte. Sie legten keine Reiseroute fest, versuchten nur, in die Riohacha entgegengesetzte Richtung zu ziehen, um keine Spur zu hinterlassen und nicht auf Bekannte zu stoßen. Es war eine absurde Reise. Nach vierzehn Monaten und mit einem von Affenfleisch und Schlangenbrühe angegriffenen Magen gebar Úrsula einen Sohn, der nur menschliche Körperteile aufwies. Die Hälfte des Weges hatte sie in einer von zwei Männern an einer Stange getragenen Hängematte zugebracht, da ihre Beine von Schwellungen entstellt waren und die Krampfadern wie Blasen platzten. Auch wenn die Kinder mit ihren aufgeblähten Bäuchen und den matten Augen ein Bild des Jammers abgaben, überstanden sie die Reise besser als ihre Eltern und hatten die meiste Zeit sogar Spaß dabei. Eines Morgens, nach fast zwei Jahren Gewaltmarsch, waren sie die ersten Sterblichen, die den Westhang der Sierra erblickten. Vom wolken-

umhangenen Gipfel aus betrachteten sie die maßlose Wasserfläche der Ciénaga Grande, die sich bis zum anderen Ende der Welt dehnte. Doch das Meer fanden sie nicht. Eines Nachts, nachdem sie monatelang durch die Sümpfe geirrt waren, weit weg schon von den letzten Indios, denen sie auf ihrem Weg begegnet waren, kampierten sie am Ufer eines steinigen Flusses, dessen Wasser einem Sturzbach aus vereistem Glas glich. Jahre später, während des zweiten Bürgerkrieges, wollte Oberst Aureliano Buendía dieselbe Route einschlagen, um Riohacha mit einem Überraschungsangriff einzunehmen, begriff aber nach sechs Tagen Marsch, dass dies Irrsinn war. Zwar sahen die Leute seines Vaters, als sie nachts am Ufer kampierten, nach rettungslos verlorenen Schiffbrüchigen aus, doch ihre Zahl war auf dem Weg gewachsen, und alle waren sie entschlossen, alt zu sterben (was ihnen auch gelang). In jener Nacht träumte José Arcadio Buendía, dass sich an ebendiesem Ort eine laute Stadt aus Häusern mit Spiegelwänden erhob. Er fragte, was für eine Stadt das sei, und man sagte ihm einen Namen, den er noch nie gehört, der keinerlei Bedeutung hatte, im Traum aber einen übernatürlichen Hall auslöste: Macondo. Am Tag darauf überzeugte José Arcadio Buendía seine Männer davon, dass sie das Meer niemals finden würden. Er befahl ihnen, Bäume zu schlagen, um nah dem Fluss, an der kühlfsten Stelle des Ufers, eine Lichtung zu schaffen, und genau dort gründeten sie das Dorf.

José Arcadio Buendía gelang es nicht, den Traum von den Häusern mit den Spiegelwänden zu deuten, bis zu dem Tag, als er das Eis kennenlernte. Nun glaubte er, den tieferen Sinn erfasst zu haben. Er dachte, in naher Zukunft werde es möglich sein, ausgehend von einem so all-

täglichen Stoff wie Wasser, Eisblöcke in großen Mengen herzustellen und mit ihnen die neuen Häuser im Dorf zu bauen. Macondo würde nicht länger ein glühend heißer Ort sein, wo Türangeln und Riegel in der Hitze verbogen, sondern sich in eine winterliche Stadt verwandeln. Er zeigte nur deshalb keine Ausdauer bei seinen Plänen für den Bau einer Eisfabrik, weil er sich zu jener Zeit für die Erziehung seiner Söhne regelrecht begeisterte, speziell für die Aurelianos, der von Anfang an eine seltene Gabe für die Alchimie gezeigt hatte. Das Labor war entstaubt worden. Sie gingen in aller Ruhe, diesmal ohne die Erregung über das Neuartige, Melquíades' Notizen durch und versuchten in ausgedehnten und geduldigen Sitzungen, Úrsulas Gold aus dem am Kesselboden klebenden Klumpen herauszulösen. Der junge José Arcadio beteiligte sich kaum. Während der Vater mit Leib und Seele bei seinem Athanor war, verwandelte sich der draufgängerische Erstgeborene, der schon immer zu groß für sein Alter gewesen war, in einen kolossalen Jüngling. Er kam in den Stimmbruch. Auf seiner Oberlippe spross erster Flaum. Eines Abends betrat Úrsula das Zimmer, als er sich gerade zum Schlafen ausgezogen hatte, und sie überkam ein seltsames Gefühl von Scham und Mitleid: Er war, nach ihrem Gatten, der erste Mann, den sie nackt sah, und er war so gut fürs Leben ausgestattet, dass sie das nicht für normal hielt. Úrsula, zum dritten Mal schwanger, durchlebte noch einmal ihre Ängste als frischgebackene Ehefrau.

In jener Zeit kam eine fröhlich freche und aufreizende Frau zu ihnen, die im Haushalt half und die Zukunft aus den Karten lesen konnte. Úrsula sprach mit ihr über den Sohn, meinte, dass dessen Übermaß etwas ebenso Unnatürliches war wie der Schweineschwanz seines Vetters.

Die Frau brach in überschwängliches Gelächter aus, das wie zerscherbendes Glas im ganzen Haus widerhallte. »Im Gegenteil«, sagte sie. »Er wird glücklich sein.« Um die Vorhersage zu bestätigen, brachte sie einige Tage später ihre Karten mit und zog sich mit José Arcadio in einen Getreideschuppen neben der Küche zurück. In aller Ruhe legte sie die Karten auf einer alten Tischlerbank aus, sprach über dies und jenes, während der Junge neben ihr eher gelangweilt als neugierig wartete. Plötzlich streckte sie die Hand aus und berührte ihn. »Mannomann!«, rief sie wahrhaft erschrocken, und das war alles, was sie über die Lippen brachte. José Arcadio spürte, dass sich seine Knochen mit Schaum füllten, eine angstvolle Mattigkeit ihn überkam und er am liebsten geheult hätte. Die Frau machte keine aufreizenden Andeutungen. Dennoch suchte José Arcadio sie die ganze Nacht lang im Rauchgeruch ihrer Achseln, der ihm unter die Haut gegangen war. Er wollte nur noch mit ihr zusammen sein, wollte sie zur Mutter, wollte, dass sie beide für immer in dem Kornschuppen blieben, sie sollte zu ihm sagen, Mannomann, ihn erneut berühren und erneut sagen, Mannomann. Eines Tages hielt er es nicht länger aus und suchte sie zu Hause auf. Er stattete ihr einen unbegreiflichen, förmlichen Besuch ab, saß im Wohnzimmer und sagte kein Wort. In jenem Augenblick begehrte er sie nicht. Sie war ihm fremd, dem Bild ganz fern, das ihr Geruch heraufbeschwor, als sei sie eine andere. Er trank den Kaffee und verließ niedergeschlagen das Haus. In der Nacht aber, im Grauen der Schlaflosigkeit, verlangte er wieder nach ihr mit brutaler Begierde, da wollte er sie aber nicht mehr so, wie sie im Getreideschuppen gewesen war, sondern so wie an jenem Nachmittag.

Tage später rief ihn die Frau unvermutet zu sich ins

Haus, wo sie mit ihrer Mutter allein war, und führte ihn unter dem Vorwand, ihm einen Kartentrick zu zeigen, ins Schlafzimmer. Dann berührte sie ihn so ohne alle Scham, dass er nach der ersten Erregung enttäuscht war, eher Angst als Lust empfand. Sie bat ihn, nachts wiederzukommen. Er sagte zu, um aus der Klemme zu kommen, wusste aber, er würde nicht fähig sein, zu ihr zu gehen. In der Nacht jedoch, in seinem glühenden Bett, begriff er, dass er zu ihr musste, selbst wenn er nicht dazu fähig war. Blind tastend zog er sich an, hörte den gemächlichen Atem seines Bruders, den trockenen Husten seines Vaters im Nebenzimmer, das Asthma der Hühner im Hof, das Sirren der Moskitos, das Trommeln seines Herzens und das unmäßige Lärmen der Welt, das er bislang nicht wahrgenommen hatte, und ging hinaus auf die schlafende Straße. Er wünschte von ganzem Herzen, die Tür möge verriegelt und nicht einfach angelehnt sein, wie sie ihm versprochen hatte. Doch sie war offen. Er stieß sie mit den Fingerspitzen an, und die Scharniere gaben einen düsteren, gedehnten Klagelaut von sich, der in seinen Eingeweiden eisig nachhallte. Gleich als er sich, bestrebt, keinen Lärm zu machen, seitlich hineinschob, schlug ihm der Geruch entgegen. Er stand im kleinen Wohnzimmer, in dem die drei Brüder der Frau ihre Hängematten anbrachten, wo, wusste er nicht und konnte es im Finsternen auch nicht erkennen, er musste also blind tappend den Raum durchqueren, die Tür des Schlafzimmers aufstoßen und sich dort zurechtfinden, damit er nicht im falschen Bett landete. Es gelang ihm. Er berührte die Seile der Hängematten, die tiefer hingen, als er vermutet hatte, und ein Mann, der bis dahin geschnarcht hatte, wälzte sich im Schlaf herum und sagte irgendwie enttäuscht: »Es war Mittwoch.« Als José Arcadio die Schlafzimmer-

tür aufdrückte, konnte er nicht verhindern, dass sie am unebenen Boden entlangscharrte. Plötzlich, in absolute Dunkelheit getaucht, begriff er in hoffnungsloser Wehmut, dass er völlig die Orientierung verloren hatte. In dem engen Raum schliefen die Mutter, eine andere Tochter mit Mann und zwei Kindern sowie diese Frau, die ihn womöglich nicht erwartete. Er hätte sich von dem Geruch leiten lassen können, wenn der Geruch nicht überall im Haus gewesen wäre, so trügerisch und zugleich so eindeutig, wie er immer auf seiner Haut gewesen war. Lange blieb er reglos stehen, fragte sich verwundert, was er getan hatte, um in diesen Abgrund der Hilflosigkeit zu geraten, als eine Hand, die mit gespreizten Fingern in der Finsternis herumtastete, an sein Gesicht stieß. Er war nicht überrascht, hatte er doch, ohne es zu wissen, darauf gewartet. Dann vertraute er sich dieser Hand an und ließ sich in einem schrecklichen Zustand der Erschöpfung an einen unbestimmbaren Ort bringen, wo man ihn auszog, wie einen Kartoffelsack schüttelte, nach rechts und links wendete, in einer unergründlichen Dunkelheit, in der seine Arme überflüssig waren, wo es nicht mehr nach Frau, sondern nach Ammoniak roch und wo er versuchte, sich an ihr Gesicht zu erinnern, und das Gesicht von Úrsula fand, sich konfus dessen bewusst war, dass er etwas machte, von dem er seit Langem wünschte, man könne es machen, von dem er aber nie geahnt hatte, dass man es tatsächlich machen konnte, ohne zu wissen, wie er es gerade machte, denn er wusste nicht, wo die Füße waren, wo der Kopf, noch wessen Füße das waren und wessen Kopf, und er spürte, dass er dem eisigen Rumoren seiner Nieren und der Luft in seinem Gedärm nicht mehr standhalten konnte, auch nicht der Angst und dem unbeholfenen Verlangen, zu fliehen und zugleich für immer dort zu

bleiben, in dieser erbitterten Stille und dieser entsetzlichen Einsamkeit.

Sie hieß Pilar Ternera. Sie hatte an dem in der Gründung von Macondo gipfelnden Exodus teilgenommen, mitgeschleppt von ihrer Familie, um sie von dem Mann zu trennen, der sie mit vierzehn vergewaltigt hatte und sie, bis sie zweiundzwanzig war, weiter liebte, sich aber nie entschloss, die Beziehung öffentlich zu machen, da er einer anderen gehörte. Er versprach, ihr bis ans Ende der Welt zu folgen, aber erst später, wenn er seine Angelegenheiten geregelt hätte, und sie war müde geworden, auf ihn zu warten, während sie ihn stets in den großen und kleinen, blonden und dunklen Männern erkannte, die ihr die Spielkarten auf Land- und Seewegen versprachen, in drei Tagen, drei Monaten oder drei Jahren. Beim Warten hatte sie die Kraft der Schenkel, die Festigkeit der Brüste, die Gewohnheit der Zärtlichkeit verloren, aber ihr verrücktes Herz war davon unberührt geblieben. Mit verwirrten Sinnen ob dieses wunderbaren Spielzeugs suchte José Arcadio nun Nacht für Nacht ihre Spur im Labyrinth des Schlafzimmers. Einmal fand er die Tür verriegelt vor und klopfte mehrmals, weil er wusste, wenn er den Mut aufgebracht hatte, das erste Mal zu klopfen, musste er bis zum letzten Mal durchhalten, und nach einer unendlich langen Wartezeit öffnete sie ihm die Tür. Tagsüber, wenn er vor Müdigkeit fast umfiel, schmeckte er insgeheim den Erinnerungen der vergangenen Nacht nach. Wenn sie aber ins Haus kam, fröhlich, gleichmütig, mit lockerem Mundwerk, kostete es ihn keine Mühe, seine Anspannung zu verbergen, da diese Frau, deren explosives Lachen die Tauben aufscheuchte, nichts mit der unsichtbaren Macht zu tun hatte, die ihn lehrte, nach innen zu atmen und seinen Herzschlag zu beherr-

schen, und durch die ihm verständlich wurde, warum Männer Angst vor dem Tod haben. Er war so in sich gekehrt, dass er nicht einmal die allgemeine Freude begriff, als Vater und Bruder das Haus mit der Nachricht auf den Kopf stellten, es sei ihnen gelungen, den metallischen Klumpen aufzubrechen und Úrsulas Gold herauszulösen.

Nach tagelanger, schwieriger und ausdauernder Arbeit waren sie tatsächlich erfolgreich gewesen. Úrsula war übergücklich, dankte sogar Gott für die Erfindung der Alchimie, während die Leute aus dem Dorf sich im Labor drängten, ihnen zur Feier des Wunders Kekse mit Guavenpaste gereicht wurden und José Arcadio Buendía den Schmelztiegel mit dem geretteten Gold herumzeigte, als hätte er es gerade selbst erfunden. So landete er auch bei seinem Erstgeborenen, der in letzter Zeit kaum noch im Labor vorbeischaute. Er hielt ihm die bröselige gelbliche Masse vor die Nase: »Na, wie sieht das aus?« José Arcadio gab eine ehrliche Antwort:

»Wie Hundekacke.«

Der Vater verpasste ihm mit dem Handrücken einen heftigen Schlag auf den Mund, sodass Blut und Tränen spritzten. In der Nacht legte Pilar Ternera, im Dunkeln Fläschchen und Watte ertastend, José Arcadio Arnika-kompressen auf die Schwellung und tat alles, was er wollte, ohne dass er sich mühen musste, um ihn zu lieben, ohne ihm wehzutun. Das schuf ein solches Maß an Intimität, dass sie sich gleich danach, ohne es zu merken, flüsternd unterhielten.

»Ich möchte mit dir allein sein«, sagte er. »Und bald erzähle ich allen alles, und das Versteckspiel hat ein Ende.«

Sie versuchte nicht, ihn zu beschwichtigen.

»Das wäre gut«, sagte sie. »Wir lassen, wenn wir al-

lein sind, die Lampe brennen, damit wir uns richtig sehen können, und ich kann schreien, so viel ich will, und keiner kann sich einmischen, und du sagst mir alle Schweinereien ins Ohr, die dir einfallen.«

Dieses Gespräch, der nagende Groll, den er gegen seinen Vater verspürte, und die Aussicht auf hemmungslose Liebe machten ihn mutig und gelassen. Aus freien Stücken und ohne jede Vorbereitung erzählte er alles seinem Bruder.

Zunächst erfasste der kleine Aureliano nur das Wagnis, die ungeheure Gefahr, die das Abenteuer seines Bruder bedeutete, der Reiz des Vorhabens erschloss sich ihm aber nicht. Doch nach und nach wurde er von José Arcadios Verlangen angesteckt. Er ließ sich alle Einzelheiten erzählen, identifizierte sich mit Leid und Lust seines Bruders, war erschrocken und glücklich. Er wartete auf ihn, blieb wach bis zum Morgengrauen, wie auf glühenden Kohlen in dem einsamen Bett, und dann redeten sie weiter, schlaflos, bis Zeit zum Aufstehen war, sodass sie bald an der gleichen Schläfrigkeit litten, die gleiche Geringschätzung für die Alchimie und die Weisheit ihres Vaters empfanden und in der Einsamkeit Zuflucht suchten. »Diese Kinder sind wie beduselt«, sagte Úrsula. »Wahrscheinlich haben sie Würmer.« Sie bereitete ihnen einen widerwärtigen Trunk aus gestampften Gänsefußblättern, den beide unerwartet stoisch schluckten, und sie setzten sich dann, elf Mal an einem einzigen Tag, gleichzeitig auf ihre Nachttöpfe und stießen rosige Parasiten aus, die sie überall mit großem Jubel herumzeigten, erlaubten diese ihnen doch, Úrsula über den Ursprung von beider Zerstreutheit und Mattigkeit in die Irre zu führen. Aureliano konnte inzwischen die Erfahrungen seines Bruders nicht nur begreifen, sondern sie als eigene

nachempfinden, denn als dieser ihm einmal mit vielen Einzelheiten den Mechanismus der Liebe erklärte, war er ihm ins Wort gefallen und hatte gefragt: »Was fühlt man?« José Arcadios Antwort kam auf der Stelle:

»Es ist wie ein Erdbeben.«

An einem Donnerstag im Januar, um zwei Uhr früh, wurde Amaranta geboren. Bevor noch jemand ins Zimmer durfte, untersuchte Úrsula sie sorgfältig. Das Kind war leicht und wässrig wie eine Eidechse, doch alle seine Glieder waren menschlicher Natur. Aureliano merkte erst etwas von dem Ereignis, als er hörte, wie sich das Haus mit Menschen füllte. Im allgemeinen Durcheinander machte er sich unbemerkt auf die Suche nach seinem Bruder, der seit elf Uhr nicht mehr in seinem Bett lag. Es war ein so impulsiver Entschluss, dass Aureliano sich gar nicht erst fragte, wie er es denn anstellen könne, José Arcadio aus dem Schlafzimmer von Pilar Ternera zu holen. Er strich mehrere Stunden um das Haus, piffte private Erkennungsmelodien, bis der Sonnenaufgang nahte und ihn zur Heimkehr zwang. Im Zimmer seiner Mutter stieß er auf José Arcadio, der, ganz heilige Unschuld, mit dem neugeborenen Schwesterchen spielte.

Úrsula hatte kaum die vierzig Tage Wochenbett hinter sich, als wieder die Zigeuner kamen. Es waren dieselben Gaukler und Jongleure, die das Eis gebracht hatten. In kurzer Zeit erwies sich, dass sie, im Unterschied zu Melquíades' Clan, nicht Herolde des Fortschritts waren, sondern fliegende Händler des Zeitvertreibs. Selbst das Eis hatten sie nur als Zirkuskuriosität vorgeführt, statt auf seine Nützlichkeit im menschlichen Leben hinzuweisen. Diesmal brachten sie neben allerlei Blendwerk einen fliegenden Teppich mit. Sie boten ihn aber nicht als wichtigen Beitrag zur Entwicklung des Transportwesens, son-

dern als Freizeitvergnügen an. Und die Leute gruben natürlich ihre letzten Goldstückchen aus, um einen kurzen Flug über die Dorfdächer zu genießen. Geschützt von der köstlichen Straflosigkeit im allgemeinen Durcheinander verlebten José Arcadio und Pilar zwanglose Stunden. Sie waren ein glückliches Liebespaar in der Menschenmenge, und es kam ihnen sogar der Verdacht, dass die Liebe ein tieferes und gelasseneres Gefühl sein konnte als das wilde, aber kurze Glück ihrer heimlichen Nächte. Pilar brach jedoch den Zauber. Ermuntert davon, wie sehr José Arcadio ihre Gesellschaft genoss, wählte sie die falsche Form und die falsche Gelegenheit und bürdete ihm mit einem Schlag die Welt auf. »Jetzt bist du ein Mann«, sagte sie zu ihm. Und da er nicht begriff, was sie damit sagen wollte, klärte sie ihn buchstäblich auf.

»Du bekommst ein Kind.«

José Arcadio traute sich mehrere Tage lang nicht aus dem Haus. Kaum hörte er Pilars klirrendes Lachen in der Küche, verzog er sich eilig ins Labor, wo die alchimistischen Gerätschaften mit Úrsulas Segen wiederbelebt worden waren. José Arcadio Buendía empfing freudig den verlorenen Sohn und führte ihn in die endlich begonnene Suche nach dem Stein der Weisen ein. Eines Nachmittags, als sich die Söhne für den fliegenden Teppich begeisterten, der, den lenkenden Zigeuner und mehrere fröhlich winkende Dorfkinder tragend, auf Höhe des Laborfensters schnell an ihnen vorbeizog, schaute José Arcadio Buendía nicht einmal hin. »Lass sie träumen«, sagte er. »Wir werden besser fliegen als sie, mit wissenschaftlichen Mitteln als diesem elenden Bettvorleger.« Trotz seines vorgetäuschten Interesses begriff José Arcadio nie die Wirkkraft des *Philosophischen Eis*, das für ihn einfach nach einer bei der Herstellung verhunzten Flasche aussah. Sei-

ne Sorgen verfolgten ihn. Er verlor den Appetit und schlief nicht, wurde übellaunig, ganz wie der Vater, wenn eine seiner Unternehmungen misslang, und seine Verstörung war so groß, dass José Arcadio Buendía schon glaubte, sein Sohn nehme die Alchimie allzu ernst, und ihn von den Laborpflichten entband. Aureliano war natürlich klar, dass der Kummer seines Bruders nichts mit der Suche nach dem Stein des Weisen zu tun hatte, es gelang ihm aber nicht, ins Vertrauen gezogen zu werden. José Arcadio hatte seine alte Spontaneität verloren, war nicht mehr ein mitteilbarer Komplize, sondern verschlossen und feindselig. Nach Einsamkeit verlangend, von einem tiefen Groll gegen die Welt getrieben, verließ er eines Nachts wie üblich das Bett, ging jedoch nicht zu Pilar Ternera, sondern mischte sich in den Jahrmarktstrudel. Nachdem er zwischen allen möglichen trickreichen Maschinen herumgestreunt war und keine ihn interessiert hatte, fiel sein Blick auf etwas, was nicht im Angebot war: eine blutjunge Zigeunerin, fast ein Kind noch, mit Schmuck und Tand beladen, die schönste Frau, die José Arcadio je gesehen hatte. Sie stand in der Zuschauermenge, die das triste Schauspiel des Mannes verfolgte, der in eine Schlange verwandelt worden war, weil er seinen Eltern nicht gehorcht hatte.

José Arcadio schenkte ihm keine Aufmerksamkeit. Während das traurige Verhör des Schlangemenschen weiterging, bahnte er sich einen Weg durch die Menge bis hin zur ersten Reihe, wo die Zigeunerin stand, und stellte sich hinter sie. Er presste sich an ihren Rücken. Das Mädchen wollte sich von ihm lösen, doch José Arcadio presste sich nur noch stärker an sie. Da spürte sie es. Reglos blieb sie an ihn gelehnt stehen, zitterte vor Überraschung und Schrecken, ohne das Offenkundige glauben

zu können, drehte schließlich den Kopf und blickte ihn mit einem bebenden Lächeln an. In dem Augenblick steckten zwei Zigeuner den Schlangenmenschen in seinen Käfig und brachten ihn ins Zelt. Der Zigeuner, der die Veranstaltung leitete, kündigte an:

»Und jetzt, meine Damen und Herren, werden wir die fürchterliche Prüfung der Frau zeigen, die jeden Abend zu dieser Stunde enthauptet wird, hundertfünfzig Jahre lang, als Strafe dafür, dass sie sah, was sie nicht sehen durfte.«

José Arcadio und die Zigeunerin sahen sich die Enthauptung nicht an. Sie gingen in ihr Zelt, wo sie einander mit verzweifelter Gier küssten und sich dabei auszogen. Die Zigeunerin legte ihre übereinandergetragenen Mieder ab, ihre zahlreichen Unterröcke aus gestärkter Spitze, das unnütze Drahtkorsett, ihre Last an Flitterschmuck und war danach fast in ein Nichts verwandelt. Ein schwächtiges Fröschchen mit gerade erst knospenden Brüstchen, dessen dünne Beine nicht den Durchmesser von José Arcadios Armen erreichten, doch sie war so entschieden und hitzig, dass ihre Zerbrechlichkeit dadurch wettgemacht wurde. Dennoch konnte José Arcadio ihr nicht zu Willen sein, denn sie befanden sich in einer Art öffentlichem Zelt, durch das die Zigeuner mit ihren Zirkusgerätschaften liefen, ihre Angelegenheiten regelten, ja sogar für eine Partie Würfel neben dem Bett verweilten. Die Lampe, die an dem mittleren Mast hing, erleuchtete den ganzen Raum. In einer Pause der Zärtlichkeiten streckte sich José Arcadio nackt auf dem Bett aus, wusste nicht, was tun, während das Mädchen ihn zu ermuntern suchte. Eine herrlich im Fleisch stehende Zigeunerin kam kurz darauf ins Zelt, begleitet von einem Mann, der nicht zum Gauklertrass gehörte, aber auch nicht aus dem Dorf

war, und beide begannen, sich vor dem Bett zu entkleiden. Absichtslos blickte die Frau auf José Arcadio, musterte dann mit einer Art von pathetischer Verzückung sein prächtiges Tier im Ruhezustand.

»Junger Mann«, rief sie aus, »möge Gott ihn dir erhalten.«

José Arcadios Gefährtin bat die beiden, sie in Ruhe zu lassen, worauf das Paar sich neben dem Bett auf den Boden legte. Die Leidenschaft der anderen weckte José Arcadios Glut. Beim ersten Kontakt drohten die Knochen des Mädchens mit einem unordentlichen Klappern wie ein Satz Dominosteine auseinanderzufallen und ihre Haut zerging in bleichem Schweiß und ihre Augen füllten sich mit Tränen und ihr ganzer Körper verströmte eine düstere Klage und einen vagen Schlammgeruch. Doch sie ertrug den Ansturm mit Charakterstärke und bewundernswerter Tapferkeit. José Arcadio fühlte sich schwebend in einen Zustand seraphischer Erleuchtung erhoben, während sein Herz in einem Quell zarter Obszönitäten zerfloss, die dem Mädchen ins Ohr drangen und, in ihre Sprache übersetzt, wieder aus dem Mund quollen. Es war Donnerstag. Am Samstagabend band sich José Arcadio einen roten Lappen um den Kopf und verschwand mit den Zigeunern.

Als Úrsula seine Abwesenheit bemerkte, suchte sie im ganzen Dorf nach ihm. Bei dem abgebauten Lager der Zigeuner lag zwischen der noch rauchenden Asche der gelöschten Feuerstellen nichts als Müll. Jemand, der nach Glasperlen im Abfall suchte, erzählte Úrsula, er habe letzte Nacht im Aufbruchstrubel des fahrenden Volks gesehen, wie ihr Sohn eine Schubkarre mit dem Käfig des Schlangenmenschen schob. »Er ist Zigeuner geworden«, schrie sie ihren Mann an, der angesichts des Verschwin-

dens seines Sohns keinerlei Anzeichen von Beunruhigung gezeigt hatte.

»Hoffentlich stimmt das«, sagte José Arcadio Buendía, während er im Mörser die tausendfach zerstampfte, wieder aufgewärmte und erneut zerstampfte Materie zerstampfte. »So lernt er, ein Mann zu sein.«

Úrsula fragte, in welche Richtung die Zigeuner gezogen waren. Sie fragte weiter auf dem Weg, der ihr gewiesen wurde, und im Glauben, sie noch einholen zu können, entfernte sie sich immer weiter vom Dorf, bis ihr bewusst wurde, wie weit weg sie schon war, und sie eine Rückkehr nicht mehr erwog. José Arcadio Buendía entdeckte das Fehlen seiner Frau erst um acht Uhr abends, als er die Materie zum Aufwärmen in ein Bett aus Dung legte und nachsah, was mit der vom Weinen heiseren kleinen Amaranta los war. In wenigen Stunden trommelte er einen Trupp gut ausgerüsteter Männer zusammen, übergab Amaranta einer Frau, die anbot, das Kind zu stillen, und verlor sich, Úrsula suchend, auf unsichtbaren Pfaden. Aureliano begleitete ihn. Ein paar Fischer, Einheimische, deren Sprache sie nicht kannten, machten ihnen bei Tagesanbruch mit Zeichen klar, dass sie niemanden hatten vorbeikommen sehen. Nach drei Tagen erfolgloser Suche kehrten sie ins Dorf zurück.

Mehrere Wochen lang war José Arcadio Buendía zutiefst betroffen. Er kümmerte sich wie eine Mutter um die kleine Amaranta, badete und wickelte sie, trug sie viermal am Tag zum Stillen und sang ihr abends sogar die Lieder vor, die Úrsula nie hatte singen können. Irgendwann erbot sich Pilar Ternera, bis zu Úrsulas Rückkehr den Haushalt zu führen. Als Aureliano, dessen geheimnisvolle Intuition sich im Unglück geschärft hatte, sie eintreten sah, traf es ihn wie ein Blitz. Hellsichtig erkannte

er, dass sie auf eine unerklärliche Weise schuld war an der Flucht seines Bruders und folglich auch am Verschwinden seiner Mutter, und trat ihr stumm und unerbittlich und mit einer solchen Feindseligkeit entgegen, dass sie nicht mehr ins Haus kam.

Die Zeit rückte die Dinge zurecht. José Arcadio Buendía und sein Sohn hätten nicht sagen können, wann genau sie wieder im Labor standen, den Staub entfernten, den Athanor anzündeten und sich erneut der geduldigen Bearbeitung der Materie widmeten, die seit mehreren Monaten in ihrem Dungbett schlief. Sogar Amaranta, die in einem Korb aus Weidengeflecht lag, beobachtete neugierig Vater und Bruder bei ihrer anspruchsvollen Arbeit in dem von Quecksilberdämpfen geschwängerten Zimmerchen. Eines Tages, Monate nach Úrsulas Aufbruch, begannen seltsame Dinge zu geschehen. Ein Tiegel, der lange vergessen im Schrank stand, wurde so schwer, dass man ihn einfach nicht mehr bewegen konnte. Das Wasser in einer Schüssel, die sich auf dem Arbeitstisch befand, kochte eine halbe Stunde lang ohne Feuer, bis es völlig verdampft war. José Arcadio Buendía und sein Sohn beobachteten diese Phänomene mit freudigem Erschrecken, konnten sie sich zwar nicht erklären, deuteten sie aber als Botschaften der Materie. Bald darauf begann sich Amarantas Korb von selbst zu bewegen und machte zu Aurelianos Entsetzen, der ihn rasch anhielt, eine Runde durchs Zimmer. Sein Vater jedoch behielt die Ruhe. Er stellte das Körbchen zurück an seinen Platz und band es an ein Tischbein, überzeugt davon, dass das erwartete Ereignis unmittelbar bevorstand. Bei dieser Gelegenheit hörte Aureliano ihn sagen:

»Wenn du Gott nicht fürchtest, fürchte die Metalle.«

Plötzlich, fast fünf Monate nach ihrem Verschwinden,

war Úrsula wieder da. Sie kam aufgekratzt und verjüngt und in neuen Kleidern, deren Stil im Dorf unbekannt war. José Arcadio Buendía konnte den Schock kaum bewältigen. »Das war es!«, schrie er. »Ich wusste, es würde geschehen.« Und er glaubte es wirklich, hatte er doch in seiner Zurückgezogenheit beim ständigen Bearbeiten der Materie im Grunde seines Herzens darum gebetet, das erwartete Wunder möge nicht der Fund des Steins der Weisen sein noch die Freisetzung des Hauchs, der den Metallen Leben einflößt, auch nicht die Kraft, die Türangeln und Schlösser im Haus in Gold zu verwandeln, sondern eben das, was nun stattgefunden hatte: Úrsulas Rückkehr. Sie aber teilte nicht seine freudige Erregung. Sie gab ihm einen einfachen Kuss, als sei sie kaum mehr als eine Stunde weg gewesen, und sagte:

»Schau zur Tür.«

Es dauerte lange, bis José Arcadio Buendía sich von seiner Verblüffung erholt hatte, denn als er auf die Straße trat, sah er eine Menschenmenge vor sich. Es waren keine Zigeuner, sondern Männer und Frauen wie sie selbst, mit glattem Haar und bräunlicher Haut, sie sprachen dieselbe Sprache und klagten über die gleichen Schmerzen. Sie kamen mit Maultieren, bepackt mit Nahrungsmitteln, und Ochsenkarren voller Möbel und Hausgerät, nur einfache, irdische Dinge, die sie, Kleinhändler der alltäglichen Wirklichkeit, ohne Marktgeschrei zum Kauf anboten. Sie kamen von der anderen Seite des Sumpfgebiets, knapp zwei Tagereisen entfernt, wo es kleine Städte gab, die jeden Monat Post bekamen und in denen die Maschinen des Wohlstands bekannt waren. Úrsula hatte die Zigeuner nicht eingeholt, jedoch die Route gefunden, die ihr Mann bei seiner gescheiterten Suche nach den großen Erfindungen nicht hatte entdecken können.

Pilar Terneras Sohn wurde zwei Wochen nach seiner Geburt ins Haus der Großeltern gebracht. Widerwillig nahm Úrsula ihn auf, ein weiteres Mal von der Starrköpfigkeit ihres Mannes besiegt, der die Vorstellung nicht ertrug, dass ein Spross seines Blutes irgendwo im Abseits landete, sie stellte jedoch die Bedingung, dem Kind seine wahre Herkunft zu verheimlichen. Obwohl es den Namen José Arcadio erhielt, wurde es dann, um Verwechslungen vorzubeugen, einfach Arcadio genannt. Weil es zu jener Zeit so betriebsam im Dorf zuging und es im Haus so viel zu tun gab, spielte die Pflege der Kinder eine untergeordnete Rolle. Sie wurden Visitación anvertraut, einer Guajira-India, die auf der Flucht vor einer Schlaflosigkeitsepidemie, die seit mehreren Jahren ihren Stamm plagte, mit dem Bruder nach Macondo gekommen war. Beide waren so fügsam und dienstwillig, dass Úrsula sie zu sich nahm, damit sie ihr im Haushalt halfen. Daher sprachen Arcadio und Amaranta die Sprache der Guajiras vor dem Spanischen, lernten auch Eidechsenbrühe und Spinneneier zu essen, was Úrsula entging, war sie doch allzu sehr mit dem vielversprechenden Verkauf von Karameelltierchen beschäftigt. Macondo hatte sich verändert. Die Leute, die mit Úrsula gekommen waren, verbreiteten die Kunde von der guten Bodenqualität und der günstigen Lage am Rand des Sumpfgebiets, sodass sich das ein-

fache Dorf von einst sehr bald zu einem lebhaften Ort verwandelte, mit Geschäften und Handwerksbetrieben und einem zuverlässigen Handelsweg, auf dem in Pantoffeln und mit Ringen in den Ohren die ersten Araber kamen und Glasperlenketten gegen Aras tauschten. José Arcadio Buendía gönnte sich keinen Augenblick der Ruhe. Fasziniert von einer unmittelbaren Realität, die ihm nun fantastischer als das weite Universum seiner Einbildungskraft dünkte, verlor er jedes Interesse an seinem alchimistischen Labor, ließ die von langen Monaten der Bearbeitung ausgezehnte Materie ruhen und wurde wieder der tatkräftige Mann der ersten Zeit, der den Verlauf der Straßen und die Lage der neuen Häuser bestimmte, damit keiner Vorteile genoss, die nicht allen zuteilwurden. Unter den Neuankömmlingen erwarb er sich ein solches Maß an Autorität, dass keine Fundamente gelegt noch Zäune aufgestellt wurden, ohne ihn zu befragen, und so entschied man, er solle für die Verteilung des Bodens zuständig sein. Als die Gaukler-Zigeuner wieder kamen, deren fahrender Jahrmarkt sich in ein Etablissement für Glücks- und Schicksalsspiele verwandelt hatte, wurden sie mit Jubel empfangen, da man glaubte, José Arcadio kehre mit ihnen zurück. Doch José Arcadio kam nicht, sie hatten auch nicht den Schlangenmenschen dabei, der, wie Úrsula meinte, als Einziger vom Schicksal ihres Sohns etwas gewusst haben könnte, und so wurde den Zigeunern nicht erlaubt, in Macondo ihr Lager aufzuschlagen noch es je wieder zu betreten, da man sie als Boten der Lüsternheit und der Perversion betrachtete. José Arcadio Buendía fand jedoch klare Worte den Clan des Melquíades betreffend, der mit seiner jahrtausendealten Weisheit und seinen fabelhaften Erfindungen so viel zum Wachstum des Dorfes beigetragen hatte, dass

seine Leute dort immer offene Türen finden würden. Melquíades' Clan war jedoch, wie das fahrende Volk erzählte, vom Antlitz der Erde verschwunden, da er die Grenzen der menschlichen Erkenntnis übertreten hatte.

Zumindest für den Augenblick von den Martern seiner Fantasie erlöst, sorgte José Arcadio Buendía binnen Kurzem für ein Reich der Ordnung und der Arbeit, mit nur einer Vorgabe: die Vögel, die seit den Gründungstagen die Zeit mit ihrem Flöten erfüllten, freizulassen und dafür in allen Häusern Musikuhren anzubringen. Es waren wunderschön geschnitzte Holzuhrn, die man bei den Arabern gegen Aras eintauschen konnte und die José Arcadio Buendía so präzise synchronisierte, dass sie das Städtchen halbstündig mit den fortlaufenden Akkorden ein und desselben Musikstücks erfreuten, bis als Höhepunkt genau zur Mittagsstunde einstimmig der ganze Walzer erklang. Es war auch José Arcadio Buendía, der in jenen Jahren entschied, Mandelbäume statt Akazien in den Straßen zu pflanzen, und die Methode entdeckte – für immer sein Geheimnis –, sie ewig zu erhalten. Viele Jahre später, als Macondo eine Arbeitersiedlung aus Holzhäusern mit Zinkdächern war, standen in den ältesten Straßen immer noch die verkümmerten, staubigen Mandelbäume, allerdings wusste niemand mehr, wer sie einst gepflanzt hatte. Während sein Vater Ordnung im Dorf schuf und seine Mutter das Familienvermögen mit der Herstellung dieser wunderbaren Zuckerhähne und -fischchen mehrte, die zweimal am Tag auf Balsastöckchen gespießt das Haus verließen, verbrachte Aureliano endlose Stunden in dem verwaisten Labor und erlernte, allein durchs Experimentieren, die Kunst des Silberschmiedens. Er war so hoch aufgeschossen, dass ihm bald die von seinem Bruder zurückgelassene Kleidung nicht

mehr passte und er die seines Vaters zu tragen begann, allerdings musste Visitación ihm Falten in die Hemden und Abnäher in die Hosen nähen, weil er nicht so breit wie die anderen geraten war. Die Pubertät hatte ihm die weiche Stimme genommen, er war schweigsam und endgültig einsam geworden, gewann dafür aber die Intensität des Blicks zurück, die er bei der Geburt gezeigt hatte. Er war so auf seine Versuche im Silberschmieden konzentriert, dass er allenfalls zum Essen das Labor verließ. Besorgt über sein grüblerisches Wesen steckte José Arcadio Buendía ihm die Hausschlüssel und ein wenig Geld zu, weil er meinte, dass ihm vielleicht eine Frau fehle. Doch Aureliano gab das Geld für Salzsäure aus, stellte Königswasser her und veredelte die Schlüssel in einem Goldbad. Seine Verstiegtheit war nur mit der von Arcadio und Amaranta zu vergleichen, die bereits die Zähne wechselten, aber immer noch den lieben Tag lang an den Umhängen der Indios hingen und bockig nicht Spanisch, sondern die Sprache der Guajiras sprachen. »Was beklagst du dich, Kinder erben nun mal die Verrücktheiten der Eltern«, sagte Úrsula zu ihrem Gatten. Während sie über ihr Pech jammerte, überzeugt davon, dass die Extravaganzen ihrer Kinder ebenso grauenvoll waren wie ein Schweineschwänzchen, fixierte Aureliano sie mit einem Blick, der sie verunsicherte.

»Es kommt jemand«, sagte er.

Wie immer, wenn er etwas voraussagte, versuchte Úrsula mit ihrer hausbackenen Logik abzuwiegeln. Es war normal, dass jemand kam. Dutzende von Fremden zogen täglich durch Macondo, ohne irgendjemand in Unruhe zu versetzen oder sich geheimnisvoll anzukündigen. Aller Logik zum Trotz war Aureliano jedoch von seiner Vorahnung überzeugt.

»Ich weiß nicht, wer es sein wird«, beharrte er, »aber wer auch immer, er ist bereits auf dem Weg.«

In der Tat, am Sonntag kam Rebeca. Sie war höchstens elf Jahre alt. Die beschwerliche Reise von Manaure hatte sie zusammen mit Pelzhändlern unternommen, die den Auftrag hatten, sie mitsamt einem Brief im Haus von José Arcadio Buendía abzuliefern, aber nicht genau sagen konnten, wer sie um den Gefallen gebeten hatte. Rebecas ganzes Gepäck bestand aus dem Kofferchen mit Kleidern, einem kleinen hölzernen, mit bunten Blümchen bemalten Schaukelstuhl und einem Segeltuchsack, der dauernd klock klock klock machte und in dem sie die Knochen ihrer Eltern mitbrachte. Der an José Arcadio Buendía gerichtete Brief war in einem geradezu zärtlichen Ton von jemandem geschrieben, der sich ihm, der zeitlichen und räumlichen Entfernung zum Trotz, immer noch eng verbunden fühlte und sich aus einem elementaren Gefühl der Menschlichkeit dazu verpflichtet sah, ihm dieses erbarmungswürdige kleine Waisenkind zu schicken, war es doch eine Cousine zweiten Grades von Úrsula, demnach also auch mit ihm verwandt, wenn auch entfernter, da sie die Tochter jenes unvergessenen Freundes Nicanor Ulloa und seiner ehrenwerten Frau Rebeca Montiel war, die Gott in sein heiliges Reich aufnehmen möge und deren sterblichen Reste er mitschicke, damit sie ein christliches Begräbnis bekämen. Sowohl die erwähnten Namen wie die Unterschrift waren gut leserlich geschrieben, doch weder José Arcadio noch Úrsula konnten sich erinnern, Verwandte dieses Namens zu haben, kannten auch niemanden, der wie der Absender hieß, schon gar nicht im fernen Ort Manaure. Von dem Kind waren keine zusätzlichen Informationen zu erlangen. Gleich nach ihrer Ankunft setzte sie sich daumenlutschend in das Schaukel-

stühlchen, musterte alle mit ihren großen entsetzten Augen, und nichts deutete darauf hin, dass sie die Fragen, die man ihr stellte, verstand. Sie trug ein zerschlissenes Kittelkleid aus schräg gewebtem Kattun, das schwarz eingefärbt war, dazu rissige Lackstiefelchen. Das Haar war hinter den Ohren mit schwarzen Schleifen zusammengehalten. Um ihren Hals hing ein Skapulier, dessen Bilder vom Schweiß verwischt waren, und am rechten Handgelenk, eingefasst in eine Kupferklemme, trug sie als Amulett gegen den bösen Blick den Reißzahn eines Raubtiers. Ihre grünliche Haut und der pralle Trommelbauch wiesen auf ihren schlechten Gesundheitszustand hin und auf einen Hunger, der älter war als sie selbst, doch als man ihr zu essen gab, legte sie den Teller in den Schoß, ohne zu kosten. Man hielt sie gar für taubstumm, bis die Indios sie in ihrer Sprache fragten, ob sie vielleicht ein bisschen Wasser wolle, worauf sie die Augen bewegte, als habe sie die beiden erkannt, und nickte.

Die Buendías nahmen das Kind auf, weil ihnen nichts anderes übrig blieb. Man beschloss, es Rebeca zu nennen, dem Brief zufolge der Name ihrer Mutter; Aureliano hatte ihr zuvor geduldig den gesamten Heiligenkalender vorgelesen, ohne dass sie auf einen Namen reagiert hätte. Da es zu jener Zeit keinen Friedhof in Macondo gab, war doch bisher noch niemand gestorben, bewahrte man den Knochensack auf, bis sich einmal ein würdiger Ort für eine Bestattung fände, und so störte der Sack mal hier, mal dort, immer mit dem klackenden Gegacker einer Bruthenne und stets da, wo man ihn am wenigsten vermutete. Viel Zeit verging, bis sich Rebeca in das Familienleben einfügte. Gewöhnlich setzte sie sich in einem abgelegenen Winkel auf ihr Schaukelstühlchen und lutschte am Daumen. Nichts erregte ihre Aufmerksam-

keit außer der Musik der Uhren, die sie jede halbe Stunde mit erschrockenen Augen suchte, als erwarte sie, diese irgendwo in der Luft zu finden. Mehrere Tage wurde vergeblich versucht, sie zum Essen zu bringen. Niemand begriff, warum sie nicht verhungert war, bis die Indios, die alles bemerkten, weil sie ständig auf leisen Sohlen durchs Haus strichen, entdeckten, dass Rebeca nur die feuchte Erde vom Patio und die Kalkfladen, die sie mit den Nägeln von den Wänden kratzte, essen mochte. Offensichtlich hatten ihre Eltern, oder wer immer sie aufgezogen hatte, sie wegen dieser Angewohnheit getadelt, sie frönte ihr nämlich nur heimlich und schuldbewusst, schaffte die Rationen beiseite und aß sie erst, wenn keiner zusah. Von nun an wurde sie unerbittlich überwacht. Man schüttete Rindergalle in den Patio und schmierte scharfe Paprika an die Wände, glaubte mit dieser Methode Rebecas schädliches Laster zu besiegen, doch diese war so listig und einfallsreich beim Beschaffen der Erde, dass Úrsula sich gezwungen sah, drastischer vorzugehen. Sie schüttete Apfelsinensaft und Rhabarber in eine Schüssel, die sie die Nacht über im Freien stehen ließ, und gab Rebeca den Trunk morgens auf nüchternen Magen. Obwohl niemand ihr gesagt hatte, dies sei ein geeignetes Mittel gegen das Laster, Erde zu essen, meinte Úrsula, jede bittere Substanz im leeren Magen würde die Leber zum Reagieren bringen. Rebeca war trotz ihrer Rachitis so widerspenstig und stark, dass man sie wie ein Kalb am Kopf packen musste, damit sie die Medizin schluckte, wobei man kaum ihr Gestrampel bezwingen und ihr unverständliches Kauderwelsch, das sie nur unterbrach, um zu beißen und zu spucken, aushalten konnte, wobei es sich, wie die entsetzten Indios erklärten, um die schlimmsten Obszönitäten handelte, die man sich in ihrer Sprache vor-

stellen könne. Als Úrsula das erfuhr, ergänzte sie die Kur durch Hiebe mit dem Riemen. Es wurde nie festgestellt, ob die Wirkung auf den Rhabarber oder die Prügel oder beides zurückzuführen war, jedenfalls zeigte Rebeca nach wenigen Wochen tatsächlich Anzeichen von Besserung. Sie beteiligte sich an den Spielen von Arcadio und Amaranta, die sie wie eine ältere Schwester aufnahmen, und aß mit Appetit, benutzte dabei manierlich Messer und Gabel. Bald zeigte sich, dass sie Spanisch ebenso fließend wie die Sprache der Indios beherrschte, dass sie ein erstaunliches Geschick für Handarbeiten hatte und zum Uhrenwalzer einen sehr witzigen, selbst erfundenen Text sang. Es dauerte nicht lange, und sie wurde als ein weiteres Mitglied der Familie angesehen. Úrsula gegenüber war sie liebevoller, als es deren eigene Kinder je gewesen waren, Arcadio und Amaranta nannte sie Brüderchen und Schwesterchen, Aureliano Onkel und José Arcadio Buendía Großväterchen. So verdiente sie sich genau wie die anderen den Nachnamen Buendía, den einzigen, den sie je hatte und bis zu ihrem Tod in Würde trug.

Eines Nachts, zu der Zeit als Rebeca das Laster, Erde zu essen, überwunden hatte und zum Schlafen zu den anderen Kindern gelegt wurde, wachte die India, die bei ihnen schlief, zufällig auf und hörte aus der Zimmerecke ein seltsames, wiederkehrendes Geräusch. Sie richtete sich beunruhigt auf, glaubte, dass vielleicht ein Tier ins Zimmer gekommen sei, und sah dann Rebeca im Schaukelstuhl, sie lutschte Daumen, und ihre Augen leuchteten in der Dunkelheit wie die einer Katze. Starr vor Schreck und geschlagen von der Unabwendbarkeit ihres Schicksals, erkannte sie in Rebecas Augen die Symptome jener Krankheit, deren Bedrohung sie und ihren Bruder dazu gezwungen hatte, sich selbst für immer aus jenem tau-

sendjährigen Königreich zu verbannen, in dem sie Prinz und Prinzessin waren. Es war die Plage der Schlaflosigkeit.

Cataure, der Bruder, war morgens schon nicht mehr im Haus. Seine Schwester blieb, weil ihr schicksalsergebendes Herz ihr sagte, dass die tödliche Krankheit sie so oder so bis in den fernsten Winkel der Welt verfolgen würde. Niemand begriff Visitacións Aufregung. »Umso besser, wenn wir nicht mehr schlafen«, sagte José Arcadio Buendía gut gelaunt, »dann haben wir mehr vom Leben.« Die India erklärte ihnen jedoch, beängstigend sei nicht etwa die Tatsache, nicht schlafen zu können, da der Körper keinerlei Müdigkeit verspüre, schlimmer sei die unvermeidliche Folgeerscheinung: das Vergessen. Sobald der Kranke sich an den Wachzustand gewöhnt habe, sagte sie, begännen die Kindheitserinnerungen aus seinem Gedächtnis zu schwinden, dann das Wissen um die Dinge und deren Namen, zuletzt die Identität der Personen und sogar das Bewusstsein des eigenen Seins, bis er in einer Art vergangenheitslosem Schwachsinn versinke. José Arcadio Buendía musste sehr lachen, denn er ging davon aus, dass es sich um eines der vielen eingebildeten Leiden handelte, die dem Aberglauben der Indios geschuldet waren. Úrsula jedoch trennte Rebeca vorsichtshalber von den anderen Kindern.

Nach mehreren Wochen, als Visitacións Entsetzen sich gelegt zu haben schien, wälzte sich José Arcadio Buendía eines Nachts schlaflos im Bett. Úrsula, die ebenfalls aufgewacht war, fragte, was mit ihm los sei, und er antwortete: »Ich muss wieder an Prudencio Aguilar denken.« Sie schliefen zwar keine einzige Minute mehr, waren am nächsten Morgen aber so ausgeruht, dass sie die schlechte Nacht vergaßen. Beim Mittagessen bemerkte Aureliano